



Berlin, den 6. September 1902.

Einzug.

Victor Emanuel, der König von Italien, war in Berlin. Und da er natürlich die Pracht der Puppenallee bewundern sollte, war vor seiner Ankunft rasch noch der neue Rolandbrunnen enthüllt worden. Das Ding wirkt zunächst wie eine Karikatur, wie eine lustige Verhöhnung neuberlinischer Monumentalkunst. Wenn Hövvel oder Kranzler einem zum Stadtrath beförderten Händler eine Eispeise lieferten, könnte das Werk ihrer Phantasie nicht niedlicher aussehen: unten Chokolade, oben Schlagfahne, in der Mitte Kaffeeeis; und überall kleine Röhrchen, aus denen Dessertschnäpfe fließen. Das erste Staunen löst sich in helles Gelächter. Alle Stile sind zusammengebunden, von strenger Gothik bis zum ausgelassensten Barock; aus einer Architektur, die Rathhausmauern mit alten Fenstern vortäuschen soll, sprudelt Wasser in unbeschreiblich komische Waschbecken hinein; Gold, Kupfer, Granit, Bronze vereinen sich zu einer unerhörten Kalophonie; und oben, über Reliefs, die aus dem Zeichenheft des kleinen Moriz zu stammen scheinen, thronen, wie bei beginnendem Thauwetter ein Schneemann, der Roland: ein trauriger Kerl ohne Knochen, von dessen Schultern ein Mantel aus Watte, Schnee oder Schlagfahne herabhängt. Auf einem münchener oder wiener Schnadfest müßte das Ungethüm Jubel erregen, denn es zeigt in grotesker Verzerrung alle Fehler der berliner Renaissance. Hier aber ist es wohl gar ernst gemeint? Sicher. Das Talent seines Schöpfers, des Professors Lessing, reicht ja nicht einmal zu einem Monumentalwitz aus. Bei dem Gedanken, daß diese Pfsucherei stehen bleiben soll, könnte man wüthend werden. Keine Großstadt der Erde hat ähnliche Abscheulichkeiten aufzuweisen; nirgends sonst wird auf öffentlichem

Plage so der Geschmack ganzer Generationen verdorben. Doch im Grunde paßt es hierher. Nur Herr Lessing, der dem eigenen Ahnherrn, dem unlyrischen Gotthold Ephraim, eine Pyra aus Stümperdenkmal gepappt hat, konnte die Gräuel der Puppenallee überbieten. Wer an dem Bilde des Douchenrolands rastet und das Auge von dort vorwärts schießt, durch die Doppelreihe der Figurinenfürsten bis zu dem Riesenpargel mit der in Butter gebratenen Victoria, Der kann nicht ahnen, daß er in der Zeit der Rodin und Meunier, der Klinger und Hildebrand lebt. Der muß glauben, nach Schlüter, nach Rauch sei von einer Barbarenhorde Alles vernichtet worden, was es im Spreesand an Kunstkeimen gab, Alles bis auf die letzte Spur, und eine traditionlose Steinmegenschaar habe sich dann schweißend bemüht, nach schlechten Theaterlizenzen Denkmale zu schaffen. Nur nicht wüthend werden. Schlimmer kann es ja kaum noch kommen. Auch diese Häufung von Stein und Bronze wird, als warnende Erinnerung an Lage drohender Rebarbarisierung, einst gute Dienste leisten. Wenn nun noch das Dommonstrum fertig ist, wird den Berlinern die Besinnung wiederkehren, wird man aufhören, am Liebsten den Leuten Arbeit zu geben, die gar nichts können. Der Spott der Fremden ist ja schon jetzt kaum noch zu übertönen. Die Franzosen, die den Roland mit neidloser Freude an solchem buntem Späß geschildert haben, fragten nur neugierig, was denn der Paladin Caroli Magni bei den Markgrafen von Brandenburg zu suchen habe. Als ob der wehmüthige Schneemann der britanniei limitis praefectus sein solle und nicht der Rußland, der in alten Städten des deutschen Nordens mit dem blanken Schwerte die Marktrechtsfreiheit wahrt. Vor die Thiergartenvillen der Bankdirektoren paßt er ja eigentlich nicht; aber auf Festblättern kann man lesen, daß er gerade an dieser Stelle sehr würdig den kerndeutschen Bürgergeist repräsentirt, den die allhier auf marmornen Heldenbeinen versammelten Fürsten, Kaiser Siegmund, der dicke Wilhelm und all die anderen großen Männer, bis auf die Höhe der Siegessäule geführt haben. Den Franzosen fehlt eben jede Ahnung von deutscher Geschichte. Auch von der höheren Kunst und den ewigen Gesetzen der Schönheit verstehen sie nichts; sonst hätten sie über das griesgrämig posirende Röhrenmännchen nicht schändliche Witze gemacht. Laßt sie nur lachen: Berlin ist doch nächstens die schönste Stadt der Welt.

Das Ziel ist freilich nur zu erreichen, wenn der Stadtbaurath Ludwig Hoffmann uns erhalten bleibt. Dem sollten die Spreecathener Altäre errichten. Wenn er den Auftrag bekommt, ein Volkshadephaus zu bauen, kopirt er den Palazzo Pitti. Warum auch nicht? Ob ein Haus zum Wohnraum eines

florentiner Kröfus oder zur Reinigung von Proletarierleibern bestimmt ist, braucht man ihm von außen doch nicht anzusehen. Auf die Fassade kommt es an, in der Architektur wie in der Politik. Doch der Stadtbaurath ist nicht etwa immer ein unselbständiger Nachahmer. Vor zwei Jahren, als der Kaiser von Oesterreich nach Berlin kam, sahen wir auf dem Pariser Platz einen hoffmännischen Pylonenbau, wie kein Auge ihn je noch erschaut hatte. Diesmal war von der Gemeindevertretung nicht so viel Geld bewilligt worden wie einst im Mai 1900. Zwar ist Lagardes grimmiger Wunsch noch nicht erfüllt, „den von irgend welchem großsprecherischen Eigennutz genasführten Philistern der Bürgerkollegien das Verbrechen noch nicht abgewöhnt, das Geld ihrer Mitbürger zu vergeuden“, und mehr als je vorher wäre heute, da die ärmsten Kommunen Unsummen in Firtlefanzereien verzetteln, die Bestimmung nöthig, die er schon 1881 empfahl: „Die Stadtverordneten oder Bürgervorsteher müssen für allen Schnickschnack, zu dem sie das Geld Anderer bewilligen, regresspflichtig gemacht werden.“ Immerhin hat die Angst vor der Sozialdemokratie und ihrem Heer Arbeitsloser die Väter der Bärenstadt jetzt sparen gelehrt. Aber ein Künstler vom Range unseres Hoffmann vermag auch mit kleinen Mitteln Großes zu wirken. Brelique-Breloque: aus dem Brandenburger Thor ist ein allerliebstes Kinderpielzeug geworden, funkelnagelneu, wie aus der Weihnachtschachtel. Der Betrachter merkt nicht gleich alle Feinheiten dieser Schmuckkunst, weil ihm zuerst grün und roth vor den Augen wird. Das sind — Weiß ist auch nicht vergessen — die italischen Farben, in die der Doppelportikus zur Feier des Tages gekleidet ward. Hat der Blick sich sacht an den Regenbogen gewöhnt, dann bewundert er auch den Goldanstrich der berlinischen Prophyläen. Ueberall Goldfarbe; ganz wie auf Heines Bild der Kunst im Hause treibenden Kleinbürgerfamilie, die bis aufs Nachttöpschen herab alles Geräth schön mit Gelbocker bepinselt hat. Die Stufen sogar, auf denen man zur Quadriga steigt, sind mit Goldfarbe gestrichen, die dorischen Säulen mit Goldfransen behängt. Das hat weder Langhans noch Mnesikles geträumt. Die dachten noch, Marmor müsse wie Marmor, Sandstein wie Sandstein aussehen und es sei Sünde wider den Heiligen Geist, dem Material falschen Schein aufzutünchen. Ueber solches Vorurtheil ist unsere offizielle Baukunst längst hinaus. Grün-weiß-rothe Decken, Goldfarbe, Goldfransen: dann wirkt das alte graue Ding wieder wie neu. Und der Stadtbaurath hatte noch einen entzückenden Einfall: vor und hinter dem Thor brachte er Riesensäcke an, aus denen nachgemachte Orangen hervorblinhten. Kennst Du das Land? Schmock hat uns leider nicht erzählt, ob Victor Emanuel von dieser arten

Huldigung nicht „tief ergriffen“ war. Die Leute aus dem berliner Norden aber hatten gewiß noch nie solche Apfelsinensammlung gesehen. Zu reizend. Und alle Einzelheiten stimmen so gut zu einander. Alles unecht, Alles mit feinsten Weisheit zur Augentäuschung erfonnen. Wirklich: zu reizend!

„Nun weiter auf, nun weiter an! Wies tummelt auf der Ehrenbahn!“ Goethes moralisch-politisches Puppenspiel bleibt auch ohne frischen Anstrich immer neu. Viel ist auf der Ehrenbahn nicht zu erblicken. Fahnen. Ein paar Blumenkübel. Die loyalsten Geschäftsleute haben ihre Bettvorleger über die Balkongitter gehängt. Der ganze Häuserschmuck ohne Einheit, ohne Stil, ohne Anpassung an Material und Umgebung. Das Getümmel fehlt freilich nicht. Hunderttausende sind auf den Beinen, um eine Hofkutsche zu sehen. „Seis Kammerherr nun, seis Kalai: genug, daß Einer drinne sei!“ Im Grunde ist das beste Regierungssystem: das Volk mit Festen zu füttern. Der kleine Mann hat so wenig vom Leben, daß ein Bißchen Buntheit ihn Alles vergessen läßt. Und die Folgsamkeit dieser Menschen müßte selbst ein Tyrannenherz rühren. „Rechts gehen!“ Sie gehen rechts. „Zurück!“ Sie weichen zurück. Von sieben Uhr früh an sind ganze Stadtviertel auch den Fußgängern gesperrt; unmöglich, den Bahnhof, den Arzt, den Gerichtstermin, die Schreibstube zu erreichen, wenn man nicht zeitig für einen Passirschein gesorgt hat, der übrigens nicht leicht zu haben ist. Und Niemand murrte. Das wählt Sozialdemokraten, läuft aber anderthalb Stunden, um einen Galawagen zu sehen. Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Arbeiter, wirkliche Fabrikarbeiter, die auf ihren Paul Singer schwören, kaufen den Kindern Einzugspostkarten. Einzug: Das ist's. Jahrhunderte lang wurde das Wort nur angewandt, wenn ein sieghafter Feldherr in die offenen Städte des niedergeworfenen Feindes rückte oder das Heer nach glorreichem Kampf heimführte. Jetzt ist's anders. Jede Woche bringt den Deutschen Einzüge, in jeder Woche werden irgendwo Straßen und Häuser gepußt und Spalier gebildet. Früher dachte kein Mensch daran. Wenn Alexander oder Franz Joseph nach Berlin kam, wickelten die Hoflieferanten ihre Fahnen auf; sonst blieb Alles alltäglich. Den großen Pomp sparte man für die großen Tage. Doch früher gabs eben auch keine Einzüge. Man muß sich nur über den Sinn der Wörter verständigen: dann ist sofort Alles klar.

Und waren's etwa nicht große Tage, als Unter den Linden die Goldorangen glühten und der Lorber so niedrig stand, daß man ihn im Spaziergehen pflücken konnte? Nicht große Tage, als im Schweiß ihres Ange-

sichtes Schutzmäner zweimal in die Schulhäuser trabten, um zu verkünden, heute falle der Unterricht aus, Donnerstag wegen des Einzuges, Sonnabend wegen der Parade? Nur in Schicksalsstunden werden so plötzlich solche Entschlüsse gefaßt. Und in den Zeitungen wimmelt es denn auch nur so von „gewaltigen Momenten“, „tiefen Eindrücken“ und „nicht enden wollendem Jubel“. Die Zeitungen waren überhaupt wieder ganz auf der Höhe. Zwei Proben: „Gestern war dem Haupt der uns verbündeten Nation Gelegenheit gegeben, sich in die reiche Persönlichkeit unseres Kaisers zu vertiefen“; Berliner Vokalanzeiger, Centralorgan für die Reichshauptstadt. „Der König von Italien hat, wie wir in Erfahrung bringen, im persönlichen Verkehr mit den hohen Würdenträgern, mit denen er hier in Berührung kam, einen ganz bedeutenden Eindruck gemacht. Die hohe Reise, die der König in verhältnißmäßig jungen Jahren erreicht hat, sein unbefangenes, abgeklärtes politisches Urtheil und seine umfassende Kenntniß der politischen Verhältnisse, verbunden mit zielbewußtem Willen, lassen ihn als einen Herrscher erkennen, der den Platz, auf den die Vorsehung ihn gestellt hat, stets ausfüllen wird“; Vossische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen. Für das Hauptorgan der bürgerlichen Demokratie Berlins ist Victor Emanuel — der natürlich mit keinem hohen Würdenträger ernsthaft über Politik gesprochen hat — also nicht „durch den Willen des Volkes“, sondern von Gottes Gnaden König. Als Graf Willow den Annunziatenorden bekommen hatte, hieß es: „Das ist eine noch nie dargelegene Auszeichnung; bisher ist dieser Orden nur regirenden Herren verliehen worden. Der Reichskanzler war von der ganz unerwarteten Ehrung auch so mächtig ergriffen, daß er sich nur mehrmals stumm verneigen konnte.“ Mit solchen Geschichten singt man Kinder in den Schlaf. Da dem Ministerpräsidenten Zanardelli der Orden vom Schwarzen Adler verliehen wurde, mußte auch der deutsche Kanzler den höchsten Orden erhalten, den Italien zu vergeben hat; und der ordine supremo dell' annunziata kann jedem Edelmann aus gutem Hause verliehen werden, der den Mauritius- und den Lazarusorden schon hat. Der neueste Ritter des alten Savoyerordens wird die den Brustschmuck umgebende Devise F. E. R. T. gewiß nicht nach dem Vorbild galliger Weiberfeinde zu dem Schreckspruch deuten: Femina erit ruina tua... Und nach den Trinksprüchen der Monarchen lasen wir, noch nie sei bei Fürstenbegegnungen ein so begeisterter und begeisternder Ton angeschlagen worden. Nie? Das Gedächtniß der Herren ist so kurz wie ihr Gedärm. Als Franz Joseph in Berlin war, nannte Wilhelm der Zweite ihn den „großen Kaiser“, den „in einem welthistorischen Moment erster Größe“ der „Pulsschlag des gesammten

Volkess" begrüße. Das Gebahren der berliner Presse wurde im Figaro kindisch genannt; grob, aber richtig. In Paris, in London und Petersburg sinkt die Presse doch nicht so in den Stil der Eierfibel. Kindisch ist auch ihr Modebrauch, eines schönen Morgens, wie von bekannten Bewußtseinsthatsachen, von starken, gewaltigen, unwiderstehlichen Gefühlen zu reden, deren Existenz gestern noch keine Menschenseele ahnte, übermorgen keine mehr ahnen wird. Das Gefinde sollte in der Wilhelmstraße vor übertreibendem Eifer gewarnt werden. Wenn es nicht gar so aufdringlich von dem vor Reval geknüpften Herzensbund geschwätzt hätte, wäre in den Eclair nicht die Nachricht lancirt worden, der Kaiser habe beim Abschied dem Zaren durch Signalflaggen zugerufen: „Der Admiral des Atlantischen Ozeans grüßt den Admiral des Stillen Ozeans“ und auf dem selben Wege die Antwort erhalten: „Glückliche Reise!...“ Die Unsitte, den Kronenträgern Gefühle zu suggeriren, die sie nicht freiwillig selbst aussprechen, müssen unsere Byzantiner sich wieder abgewöhnen. Auch Monarchen können ärgerlich werden.

Große Ansprüche machen sie sonst ja nicht. Immer die selbe Vergnügungliste: Galadiner, Galavorstellung — diesmal gabs zwei bis zur Unerkennbarkeit zusammengestrichene Akte der Opern Aida und Carmen —, Birsch, Feuerwerk, Zapfenstreich, Parade. Von dem Volk, seiner Kraft, seinem besonderen Genie sehen sie nichts und können am Ende kaum noch unterscheiden, in welchem Lande sie gerade die Hand an den Helm legen müssen. Auch die Zuschauer fragen nicht viel danach, ob in dem Brunkwagen ein König, ein Schah oder des Mikados gelbe Majestät sitzt. Damit haben kluge Monarchen sich längst abgefunden; sie wissen, was der Jubel werth ist. Solche Besuche gehören zur Konvenienz, sollen eben darum aber auch äußerlich wenigstens conventionell verlaufen. Wer einen Fremden bei sich zu Gast hat, wird sich verbitten, daß an der Tafel Einer aufsteht und über das Porzellan hinbrüllt: Dieser Besuch zeigt unzweideutig, wie fest, wie unlöslich der verehrte Herr Krause unserem geliebten Siegfried Meyer und dessen ganzem Hause verbunden ist; er zeigt zugleich aber auch, daß die Firma Meyer & Co. in allen Stürmen auf M. W. Krause rechnen kann. Vielleicht hatte der Gast dem Besuch nicht einen so ernstern, verpflichtenden Sinn gegeben; vielleicht kam er nur, weil er als höflicher Mann kommen mußte. Laßt, liebe Vertreter großmächtiger Plantagen, Krause doch selbst sagen, was er zu sagen wünscht.

* * *

Victor Emanuel soll ein bescheidener, schüchtern Herr sein, der sich als einen Vernenden fühlt und selten nur, nach vorsichtiger Wägung, ein schon

fest gewordenes Urtheil auf die Spitze treten läßt. Von fern ist nicht zu erkennen, welchen persönlichen Einfluß er auf die Politik Italiens übt; wahrscheinlich hat er bisher meist gethan, was Zanardelli ihm zu thun rieth. Italien, das nicht mehr, wie zu Palmerstons Zeit, auf Englands nie ganz sichere Hilfe angewiesen sein will, wünscht — und braucht — gute Beziehungen zu Frankreich und Rußland. Deshalb fuhr der König zuerst nach Petersburg. Italien hatte keinen Grund, den Dreibundvertrag zu kündigen, wenn es nur von der Last und der Feindschaft befreit wurde, die dieser Vertrag ihm aufbürdete. Deshalb wurde das Bündniß, nicht aber die Militärconvention verlängert und in Paris ausdrücklich erklärt: Nie werden wir, unter keinen Umständen, gegen Frankreich zu den Waffen greifen, wenn es uns nicht durch einen direkten Angriff dazu zwingt. Diese Erklärung hat der Minister Delcassé, wie seine Offiziosen behaupten, auf Wunsch des Kollegen Prinetti, im französischen Parlament wiederholt. Ist Italien aber nicht zu einer genau bestimmten Kontingentsstellung verpflichtet, bringt dem Reich der Savoyer den casus foederis nicht der Augenblick, wo Deutschland von Frankreich angegriffen wird, dann ist das Bündniß für uns werthlos. Mag sein, sagen die Italiener; aber Ihr habt ja selbst so oft verkündet, der Friede sei auf unabsehbare Zeit hinaus gesichert, daß Ihr heute doch wirklich nicht schon für den fernen Kriegsfall vorzusehen braucht. Eigentlich habt Ihr Recht, wird von Berlin aus geantwortet; lassen wirs also nach außen beim Alten. Auf eine so günstige Himmelsstirnung hatten die römischen Staatskünstler im kühnsten Traum nicht zu hoffen gewagt. Das Mißtrauen der Franzosen, das den Handel Italiens so lange lähmte, ist beseitigt, das Patronat des Zaren für das Gebiet der Türkenliquidation gewonnen und Deutschlands wichtige Freundschaft dennoch nicht verscherzt. Nun konnte Victor Emanuel die von der Höflichkeit nicht minder als von der Sehnsucht nach einem bequemen Handelsvertrag gebotene Reise nach Berlin antreten. Der Dreibund besteht ja noch — ungefähr in der selben Verfassung, wie um die Mitte der vierziger Jahre der Vierbund bestand, von dem Friedrich Wilhelm der Vierte und Canitz so gern sprachen —, wird wohl bis zu der Stunde bestehen, wo er wirksam werden soll. Herr Zanardelli, ein Mann von vielen Graden, hatte gewiß seinen König gebeten, den Friedenszweck der Verbündung zu betonen und mit keiner Silbe die Möglichkeit einer Waffengemeinschaft anzudeuten. Vor dem Brandenburger Thor ergriff der Oberbürgermeister Kirschner das Wort und ließ es nicht wieder los, ehe er erzählt hatte, das „gesammte deutsche Volk“ — anders thun solche mottenburger Tyrannen es nun einmal nicht — sehe in dem Besuch des Königs

einen neuen Beweis seiner Bundestreue. Unangenehm, mochte Victor Emanuel denken; um solcher Festnagelung zu entgehen, bin ich ja vorher nach Peterhof gefahren; wenn ich jetzt antworte, muß ich auch vom Dreibund reden: deshalb antworte ich lieber nicht; der Mann an der Amtskette kann ja nicht wissen, ob ich Deutsch verstehe. Also: „Meine mangelhafte Kenntniß Ihrer Sprache, Herr Oberbürgermeister, hat mich leider gehindert, Ihrer Rede zu folgen, und nur mit französischen Worten kann ich deshalb meinen Dank für den schönen Empfang aussprechen.“ Diese Klippe war umschifft. Dann kamen die Trinksprüche, die, wie man annehmen muß, vorher verabredet waren. Der Kaiser sprach sehr herzlich von der Freundschaft der Häuser Savoyen und Hohenzollern, sehr emphatisch von dem „in alter Kraft fortbestehenden“ Dreibund, dem er noch lange Dauer wünscht. Der König erwiderte sehr artig; kein Wort von der „alten Kraft“, kein Wunsch langer Dauer: „Das alte Bündniß wird jetzt allgemein als ein Sinnbild des Friedens erkannt.“ Bis dahin war Alles leidlich gegangen. Nun aber fiel die Kulikapelle mit dröhnender Blechmusik ein. Seht Ihr, seht, Franzosen, Moskowiter, ruppige Briten: wir haben Freunde! Und Ihr seid bis auf die Knochen blamiert. (Die Engländer, die nur die Auslöcherung des Dreibundes ärgern könnte, werden, weil es die Mode so will, stets den Reidhammeln zugezählt.) Dieses Geheul ist nicht nur würdelos, sondern auch dumm. Das Deutsche Reich ist noch nicht so schwach, daß es, wie Herr Kirchner meint, seine Hoffnung auf Italien gründen muß. Und wenn der Versuch fortgesetzt wird, dem entkräfteten Halbinselreich neue Feindschaften an den Hals zu heften, dann erleben wir wieder „klärende Feststellungen“ von der Sorte, von der wir seit der Weltmarschallschaft schon allzu viele Proben empfangen haben.

* * *

Wie wärs, wenn wir jetzt eine Weile nicht mehr vom Dreibund reden? Auch das mit Goldfarbe, Goldfransen und Goldorangen aus Pappe gepuzte Brandenburger Thor darf man nicht alle Tage vor Augen haben; sonst merkt man Hoffmanns Fassadenpolitik. Der Einzug ist ja vorbei. Orgelum, Orgelei, Dudeldumbei: mit diesem Drehkastenklang endete, nach der großen Staatsaktion, schon in Plundersweilern das welthistorische Fest.



Die Linie.*)

Es scheint, daß das Verlangen nach Heiterkeit zur Entdeckung eines Ornamentes führen müßte, dessen Eigenthümlichkeiten mit dem logischen und vernünftigen Prinzip des Schaffens verschmelzen würden. Ein naturalistisches, ja, selbst ein stilisirtes Ornament würde nie den Eindruck der Unabänderlichkeit und den endgiltigen Begriff der Dinge, die wir schaffen, vervollständigen. Zwischen einem stilisirten Ornament, dessen Motiv der Natur entlehnt ist, und dem Zweck, für den wir es bestimmen, liegt immer doch seine „naturalistische“ Erscheinung und seine Bedeutung. Beide wollen ihre Rechte wahren und dulden wohl eine Stilisirung, die den stilisirten Gegenstand in eine vereinfachte, veredelte Welt versetzt, aber sie werden sich nie in den Willen der reinen Ornamentik fügen, die ihre Bestandtheile aus sich selbst schöpft und Formen schafft, indem sie sich auf die nothwendigen Konstruktionsmittel stützt oder der sonst toten Materie durch Licht und Schatten, die sie hervorrufen und rhythmisch vertheilt, Leben giebt.

Das Ornament hat schon verschiedene Wandlungen im Laufe seiner Entwicklung durchgemacht, aber erst neuerdings versiel man ins Naturalistische. Früher war das Ornament entweder geometrischer oder symbolischer Art; aber in beiden Fällen blieb es abstrakt.

Die symbolische Ornamentik entlehnte wohl der Natur die Gegenstände, denen sie eine ideale Bedeutung beilegte, aber sie wandelte sie entsprechend in Abstraktionen um. Diese haben ihren abstrakten Charakter so lange gewahrt, wie das Symbol beibehalten wurde, und wenn sie seitdem im Bereich der Ornamentik geblieben sind, ohne irgend welche Bedeutung zu haben, so kommt es daher, daß die Architektur und alle industriellen Künste aufs Gerathewohl, ohne Prinzip und ohne Sinn, ihre Kunst trieben.

Man kann aber behaupten, das Ornament sei abstrakter Natur; und deshalb ist es nicht weiter merkwürdig, daß man es wieder in die ihm gewöhnliche „Symmetrie“ wickelt.

Die griechische Kunst giebt uns genauen Aufschluß über das Wesen des Ornamentes, das in der griechischen Architektur nur eine rhythmische Funktion ausübt, also nichts Eigenes ausdrückt.

In der That stellte das griechische Ornament vor der Zeit des Verfalles nichts vor. Die Griechen verfuhrten ornamentalisch, um Leben in ihre Werke

*) Auszug aus einem Buch, das, unter dem Titel „Laienpredigten“, nächstens im Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig erscheinen wird.

zu bringen. Sie empfanden die Nothwendigkeit, das Ornament da anzubringen, wo ein Vorsprung ohne Wirkung blieb, da, wo eine tief beschattete Fläche sich befand, bei deren Anblick man ohne Ornament die schreckliche Ahnung des Nichts gespürt hätte. Bei den Griechen ist das Ornament das Leben; es trägt Leben in sich, gerade wie der Dionysoskult selbst. Die griechische Kunst ist bis ins Innerste von solcher Lebenssehnsucht erfüllt und die Ornamentik kommt diesem Verlangen zu Hilfe und bringt wirklich Leben in die Architektur. Eine solche Ornamentik führte den griechischen Künstler zu vorher unbekanntem Formen, weil seine einzige Sorge war, das sonst tote Material zu beleben und Rhythmus in den Raum zu bringen, den er aus starrer Lethargie erweckte.

Zwischen diesem Verfahren und dem unseren liegt eine Welt von Verzerrungen, von Mißverständnissen, Ineditschen Nachahmungen und Entwürdigungen. Wir dürfen keine Symbole mehr gebrauchen und die Anwendung des rein geometrischen Ornamentes scheint uns eben so geistlos wie das Verfahren, in irgend einen Stoff Blumen zu weben, an irgend einem Gegenstand ein Thier anzubringen oder in die Möbel eine nackte Figur zu schnitzen. Ferner aber ist unsere Unkenntniß, woher die Ornamente der antiken Kunst ihre Formen und ihr Leben entnommen haben, so groß, daß heute ihre Anwendung noch geistloser ist als die Verwendung natürlicher Dinge. Die Aufgabe des Ornamentes in der Architektur scheint mir eine doppelte. Sie besteht erstens darin, die Konstruktion zu unterstützen und ihre Mittel anzugeben, zweitens darin, durch das Spiel von Licht und Schatten Leben in einen sonst zu gleichmäßig erhellen Raum zu bringen. In beiden Fällen schöpft das Ornament aus dem Raum selbst, den es durch sein eigenes Leben belebt. Man kann daraus schließen, daß die Anwendung des symbolischen Ornamentes weniger rein war als die andere, die der ornamentalen Aufgabe des Ornamentes keinen Hintergedanken beimischt und ihrer unabänderlichen und vernünftigen Gestaltung nirgends im Wege steht. Ich behaupte, daß man mit solchen Prinzipien gänzlich neue architektonische Ornamente schaffen kann, die Schritt vor Schritt den Intentionen des Baues und den einzelnen Konstruktionsmitteln und Gliederungen folgen und sich dann, je nach dem Material, ändern werden.

Die Gesetze, die die Formen solcher Ornamente bestimmen, sind neu und noch nicht genügend erforscht; eines Tages aber werden sie wohl genauer bestimmt werden. Die Wissenschaft hat dieses Gebiet beinahe vollständig vernachlässigt und wir wissen heute von der Linie nicht mehr, als der Maler Eugen de la Croix von der wissenschaftlichen Theorie der Farben ahnte, ehe Chevreul, Helmholtz und Rood deren Gesetz bestimmt hatten. Heute muß jeder Maler wissen, daß ein Farbenstrich den anderen beeinflusst, nach den

bestimmten Gesetzen des Gegensatzes und der gegenseitigen Ergänzung; er muß wissen, daß er nicht frei und nach Willkür damit verfahren darf. Ich bin fest überzeugt, daß wir bald eine wissenschaftliche Theorie der Linien und Formen erhalten werden. Eine Linie ist eine Kraft, die ähnlich wie alle elementaren Kräfte thätig ist; mehrere in Verbindung gebrachte, einander aber widerstrebende Linien bewirken das Selbe wie mehrere gegen einander wirkende elementare Kräfte. Diese Wahrheit ist entscheidend; sie ist die Basis der neuen Ornamentik, aber nicht ihr einziges Prinzip. Ich habe in meinem Buch „Die Renaissance im Kunstgewerbe“ in dem Kapitel, das ich der Ornamentik widme, die Vermuthung ausgesprochen, daß man bald die komplementären Linien entdecken werde; aber ich will die Leser nicht veranlassen, meinen Hypothesen zu folgen, sondern nur Das, was unbedingt zugegeben werden muß, erklären. Wenn ich sage, daß eine Linie eine Kraft ist, behaupte ich nur etwas durchaus Thatsächliches; sie entlehnt ihre Kraft der Energie Dessen, der sie gezogen hat. Diese Kraft und diese Energie wirken auf den Mechanismus des Auges in der Weise, daß sie ihm Richtungen aufzwingen. Diese Richtungen ergänzen einander, verschmelzen mit einander und bilden schließlich bestimmte Formen. Nichts geht dabei verloren, weder von der Energie noch von der Kraft, und ein so entworfenenes, nach den Wirkungen der elementaren Kräfte auf einander ausgearbeitetes Ornament erlangt die unabänderliche und reine Gestalt einer Deduktion und bewahrt sich fortdauernde Kraft und Wirkung.

Wenn man zugiebt, daß eine Linie eine Kraft ist, die alle mit ihr in Verbindung stehenden Linien beeinflusst: wie kann man dann, ohne diese Wahrheit umzustößen, gelten lassen, daß wir in einen von Linien — die selbst Kräfte sind und durch Einfluß wirken — begrenzten Raum willkürlich eine Blume, ein Thier, ein menschliches Gesicht hineinkomponiren, die sich nur auf die Gefahr hin, alles Blumenhafte, Thierische oder Menschliche zu verlieren, diesen Einflüssen unterwerfen können? Ein Künstler, der in einen gegebenen Raum nach seinem persönlichen Geschmack und seiner Zufallsklaue irgend welche Formen hineinkomponirt, erinnert mich an den Unfug eines Schülers, der dem Lehrer, statt der Lösung einer mathematischen Aufgabe, ein hingekritzelttes Portrait vorlegen würde. Ein solcher Spaß hätte eben so wenig Beziehung zu der zu lösenden Aufgabe, wie das von dem Künstler erfonnene Ornament auf das Problem Bezug hat, das ihm die verschiedenen Kräfte — Linien —, die den Raum begrenzen, in den er sein Ornament hineinkomponiren soll, zu lösen aufgaben.

Der Unterschied zwischen dem neuen und dem naturalistischen Ornament ist eben so groß wie der zwischen etwas Bewußtem und etwas Unbewußtem, etwas Richtigem und etwas Falschem, etwas Gesundem, das Kraft giebt,

weil es so ist, wie es sein soll, und etwas Ungefundem, das der Willkür überlassen ist — die einmal irgendwo ein Motiv der Natur entnimmt, mit dem selben Recht aber auch das Gegentheil wollen konnte —, etwas nach den wirksamen Gesetzen der Harmonie der Formen und Linien Bestimmtem und etwas Ungeordnetem, Chaotischem, das aus der wunderbaren Verkettung aller Dinge mit den Naturgesetzen hervorgeht.

Wer von diesen Gesetzen und dem Einfluß der Linien auf einander durchdrungen ist, Der kann sich nicht unbesangen fühlen. Sobald er eine Linie gezogen hat, kann keine, die er ihr gegenübersteht, sich mehr von dem Begriff lösen, der in jedem Theil der ersten eingeschlossen liegt; die zweite wirkt wiederum auf sie, die sich nun ändert, sich ummodellert im Verhältniß zur dritten und aller anderen, die noch folgen werden. Man muß nun alle Linien, aus denen später Formen entstehen, in solche Harmonie bringen, daß alle Wirkungen berechnet und neutralisirt werden. Das ist die Aufgabe dessen, der sich mit der neuen Ornamentik beschäftigt.

Jeder weiß, wie verschiedene, lächerliche und ins Lächerliche gezogene Namen man ihr gegeben hat; ich kann nur rathen, sie „natürlich“ zu nennen. In ihr bethätigen sich wirklich die selben Kräfte wie in der Natur, mögen es Wind, Feuer oder Wasser sein. Der Bach, der sich ungestüm auf einen Felsblock stürzt — der aber zu mächtig ist, um von der Stelle gerückt zu werden —, wendet seinen Lauf und verbreitert seine Wellen und zugleich die dem Ufer gegenüberliegende Ausbuchtung; der Wind, der sich auf die mächtigen Gipfel der Berge stürzt, bricht sich an ihrer unangreifbaren Masse; das entfesselte Feuer, das in steinerne Gewölbe eindringt, erlöschet und entweicht aus den Oeffnungen. Ueberträgt man diese Erscheinungen in die reine Welt der Linien und Formen, so wird man ähnliche Wirkungen wahrnehmen. Der Name thut wenig zur Sache; nur darauf kommt es an, daß der Begriff dieser Ornamentik klar dargelegt wird. Dann wird das Gesetz der Anpassung schon fordern, daß dieses Ornament genau mit der modernen Architektur verschmilzt, nämlich mit der Architektur, die der Kunst der Ingenieure mehr entlehnt als der des Baumeisters und deren Schöpfungsbasis aus den Berechnungen der Kraft und ihres Widerstandes entspringt.

Weimar.

Henry van de Velde.



Das Wesen des Unendlichen.

Su den schwierigsten, aber auch interessantesten Wissensgebieten gehörte von je her das Grenzgebiet zwischen Mathematik und Philosophie, insbesondere die Frage, wie weit man genöthigt, berechtigt und befähigt sei, begreifend und rechnend an das Unendliche heranzutreten. Im Irrthum ist, wer meint, man könne das Unendliche ganz bei Seite lassen oder man müsse es allein dem geheimnißvollen Reich anheimgeben, das man die Höhere Mathematik nennt. Schon der junge Schüler, der in die Dezimalbruchrechnung eingeführt wird, steht, wenn er ein Drittel durch einen Dezimalbruch ausdrücken soll, vor einer unendlichen Zahl ($0,333 \dots$); den Kreis, den er berechnen soll, kann er nur als ein Vieleck von unendlich vielen Seiten berechnen und das ernste Problem paralleler, unendlich verlängert gedachter Linien beunruhigt den Quartaner, wie es die Mathematiker schon seit Jahrtausenden beunruhigt, ohne daß sie es bis zur Stunde völlig zu lösen vermochten. Umgehen läßt sich das Unendliche durchaus nicht; Körper, Flächen, Linien, Winkel, Punkte, Zahlen und Bewegung haben mit dem Unendlichen so viel wie mit dem Endlichen zu thun. Nicht leicht nun finden sich Gelehrte, die sowohl der mathematischen als der philosophischen, logischen und metaphysischen Seite des Unendlichen das selbe Verständniß und Interesse entgegenbringen. Der Mathematiker ist von Natur mißtrauisch gegen theoretische Erörterungen, die ihn von seinen Rechnungen abziehen, und der Philosoph wagt sich in das Dornengehege der Höheren Mathematik nur zögernd oder gar nicht hinein. Wenn aber Jemand einmal zeigt, daß er sich auf beiden Gebieten bewegen kann, so läßt er in der Regel den in unseren Tagen sich immer mehr verbreitenden Wunsch der Laien unberücksichtigt, einen möglichst tiefen Einblick in seine Erlebnisse thun zu dürfen. Um so froher müssen wir ein Werk begrüßen, das der mathematischen, der philosophischen und der populären Seite des Unendlichkeitproblems gewiß so weit gerecht wird, wie es heute möglich ist; ich meine das Buch, das Dr. Kurt Geisler bei V. G. Teubner in Leipzig unter dem Titel: „Die Grundsätze und das Wesen des Unendlichen in der Mathematik und Philosophie“ veröffentlicht hat.

Ist ein Theil des Buches nur Dem zugänglich, der die Weihen der Höheren Mathematik empfangen hat, so sind doch auch Fragen darin besprochen, die bei geringeren mathematischen Vorkenntnissen oder Erinnerungen verständlich und anziehend sind.

Ein elementarer mathematischer Satz möge uns mitten in die Sache hineinführen. Werden zwei gerade Linien von einer dritten geschnitten, so nennt man zwei innere oder zwei äußere an entgegengesetzten Seiten der

schneidenden Linien liegende Winkel „Wechselwinkel“ und lehrt: Zwei gerade Linien sind parallel, wenn ein Wechselwinkelpaar gleich ist. Zum Beweis denkt man sich die beiden von den geschnittenen Linien begrenzten, als unendlich lang gedachten Flächenstreifen auf einander gelegt; man kann sie durch Herumdrehen zu völliger Deckung bringen. So wird der Satz von Alters her bewiesen; auch das treffliche mathematische Lehrbuch von Mehler beweist ihn so. Und doch ist dieser Beweis nicht stichhaltig. Da wir hier keine Figur vor uns haben, so wollen wir uns so helfen: man denke sich einen Papierstreifen von 1 Centimeter Breite und so lang, daß man die beiden Enden gar nicht sieht. Nun schneidet man den Streifen unter einem Winkel von 60 Grad durch; dann paßt man die beiden Schnittstücke, von denen jedes einen Winkel von 60 und einen von 120 Grad hat, auf einander und zeigt so, daß alle Linien sich decken und die die Schnittstücke ober den ursprünglich gegebenen Streifen oben und unten begrenzenden Linien parallel sind. Geißler bestreitet nicht, daß man Das kann, aber er schneidet nur an dem einen Ende den 120 Grad betragenden Winkel durch, so daß an diesem Ende ein gleichseitiges Dreieck abgeschnitten ist, und zeigt, daß das des Dreiecks beraubte Ende, das ja auch wieder einen Winkel zu 60 und einen zu 120 Grad hat, dem anderen Ende wiederum kongruent ist. So läßt er den Widerspruch hervortreten: das erste Ende deckt sich, so lange es das Dreieck noch hat, mit dem zweiten Ende, und wenn das erste Ende das Dreieck verloren hat, deckt es sich auch mit dem zweiten Ende. Mit anderen Worten: das eine Ende müßte mit dem Dreieck gerade so groß sein wie ohne das Dreieck. Natürlich kommt dieser Widerspruch nicht heraus, wenn man den beiden Streifen gleiche und endliche Längen giebt. Das aber geht nicht, denn der Beweis muß eben für eine unendliche Länge geführt werden. Zu offener Sinnlosigkeit führt also jenes von fast allen mathematischen Schulbüchern beliebte Beweisverfahren. Es hätte längst den einstimmigen Protest aller Mathematiklehrer hervorrufen müssen. Mathematisch gut veranlagte Schüler haben, wenn ihnen dieser Beweis vorgeführt wird, sofort das Gefühl, daß Etwas nicht in Ordnung ist; und die Begabtesten unter ihnen können von selbst auf den von Geißler erhobenen Einwand verfallen und ihre Lehrer damit matt setzen. Geißler versucht nun einen anderen Beweis; er bedient sich dabei unendlich kleiner Winkel. Für Anfänger ist meines Erachtens dieser Beweis zu schwer. Das Parallelenproblem ist und bleibt „das Kreuz und das Aergerniß“ der Mathematiker.

Eigenthümlich ist dem Verfasser die Anwendung philosophischer Lehren von einer engen und tiefen Wechselbeziehung zwischen Denken und Sein auf mathematische Verhältnisse. Man denke sich einen Punkt, in gewisser Entfernung von ihm eine erste kleinere Strecke und parallel zu dieser eine zweite,

doppelt so große Strecke, die von der ersten so weit entfernt ist wie die erste von jenem Punkt. Nun denke man sich ferner, daß von dem Punkt beliebig viele Strahlen ausgehen, die erst die ganze kleinere und dann die größere Strecke durchschneiden. Dann entspricht jedem Strahlenschnittpunkt auf der kleineren Strecke einer auf der größeren; und so kann man versucht sein, zu sagen, auf der kleineren Strecke lägen gerade so viel Punkte wie auf der größeren. Nun kann man aber den Ausgangspunkt der Strahlen verschieben und, zum Beispiel, auf dem einen der beiden das Strahlenbüschel begrenzenden Strahlen so nah an die erste Strecke heranrücken, daß ein neues, von dem neuen Standort des Punktes ausgehendes Strahlenbüschel von der ersten Strecke nur noch die Hälfte durchschneidet, dabei aber die ganze zweite Strecke trifft. Dann entspricht jedem Strahlenschnittpunkt auf der Hälfte der kleineren Strecke ein Strahlenschnittpunkt auf der größeren; und man ist nun versucht, zu sagen, daß auf der Hälfte der kleineren Strecke gerade so viele Punkte lägen wie auf der größeren. Man hat also erstens auf der kleineren eben so viele Punkte wie auf der doppelt so langen größeren und zweitens schon auf der halben kleineren Strecke eben so viele Punkte. Jeden, dem mathematischer und logischer Sinn nicht völlig fehlt, muß dieses Ergebnis, wenn er zum ersten Male davon Kenntniß nimmt, in hohem Grade überraschen; man hat zwei Thatfachenreihen greifbar vor sich, von denen die eine mit der anderen völlig unvereinbar scheint. Den Widerspruch sucht Geisler nun mit seinen Lehren auszugleichen, die darauf hinauslaufen, daß alles Gegebene erst bis zu einem gewissen Grade geistig durchdrungen und bestimmt sein muß, ehe es sich einem von Widerspruch freien Verständniß überhaupt erschließt. So lehrt er: Auf jeder Strecke liegen unendlich und zugleich unbestimmt viele Punkte. Das heißt: ohne Hinzufügung besonderer Bedingungen kann die Anzahl der Punkte kein bestimmtes Verhältniß zu einer anderen unendlichen Anzahl von Punkten haben. Durch Hinzufügung bestimmter Umstände aber, nämlich: daß die Punkte aufzufassen sind als Schnittpunkte bestimmter liegender, von einem bestimmten Anfangspunkt ausgehender Strahlen, sind die unendlichen Anzahlen nicht mehr unbestimmt, sondern haben ein bestimmtes Verhältniß. Die Länge einer Strecke hat an und für sich mit der Anzahl der vorgestellten Punkte gar nichts zu thun. Es ist auch falsch, einfach zu sagen: Auf einer Strecke liegen so und so viele Punkte. Aus solcher Nachlässigkeit im Ausdruck entstehen die Widersprüche. Richtig ist nur der Ausdruck: „mit Punkten behaftet“, wenn Mißverständnisse zu befürchten sind.

In welcher Weise behaftet wird, hängt von den Umständen ab, die wir unserer Vorstellung vorschreiben. Sind diese anders, so ist auch die Behaftung, die Zusammensetzung der Vorstellungen anders. Es ist falsch, zu sagen: Eine Strecke hat eben so viele und gleichzeitig mehr Punkte als

eine zweite Strecke. Es muß heißen: Eine Strecke kann bei bestimmtem Längenverhältniß und bei der Vorstellung bestimmter Zuordnung der Punkte entweder mit der Vorstellung von eben so vielen oder von verschieden vielen Punkten befaßt werden, je nach der Art der begrenzenden Umstände. Das Unendliche ist nur dann gleich oder steht in sonst einem Verhältniß, wenn es begrenzt ist.

Denkt man sich, daß eine Gerade eine andere schneidet und daß der Schnittpunkt nach einer Seite hin unbegrenzt fortzückt, so erreicht dieser Schnittpunkt — populär ausgedrückt — einmal eine unendliche Entfernung, aber er erreicht sie nach Geißler weder durch einen Sprung noch durch Gleiten von einer bestimmten Stelle an. Sondern es steht damit so: eine räumliche Vorstellung, etwa die zweier Strecken, kann ich im Allgemeinen fassen, ohne mich schon entschieden zu haben, ob es endliche, unendlich kleine oder unendlich große sein sollen. Die Vorstellung der Strecken kann ich aber mit der Weitenvorstellung des Endlichen, des unendlich Kleinen und des unendlich Großen „behaften“. Die Weitenbehaftung des Endlichen findet auf alles Räumliche Anwendung, was sinnlich wahrnehmbar ist oder doch als möglicher Weise sinnlich wahrnehmbar vorgestellt wird; das unter sinnlich Vorstellbare denkt man sich mit der Weitenvorstellung des unendlich Kleinen, das über sinnlich Vorstellbare mit der des unendlich Großen befaßt. Dem menschlichen Geist ist die Anwendung aller drei Weitenbehaftungen gleichmäßig nothwendig.

In der Einführung dieser Weitenbehaftungen und ihres geistigen Primates liegt das Wesentliche, das an Geißlers Auffassung und Behandlung des Räumlichen und des Unendlichen neu ist. Es gelingt ihm nun, von diesem Stützpunkt aus eine Reihe von Widersprüchen zu beseitigen, die das Räumliche und das Unendliche sehr leicht bietet; sie schwinden, wenn die Weitenbehaftung, auch die „gemischte“, die Endliches und Unendliches zugleich umfaßt, mit ihren Rechten und Pflichten genau festgestellt wird. Das Tangentenproblem, die Operationen mit Null und mit unendlich kleinen Zahlen, das Prinzip Cavalieris, das Differential, die Fallgesetze und viele andere mathematische Hauptfragen und Probleme erscheinen hier in neuer Auffassung und Beleuchtung. Ich erwähne noch, daß Geißler durch die Untersuchung der Parabel, jenes in so mancher Hinsicht räthselhaften und geheimnißvollen Gebildes, auf eine neue Art von Größen hingeführt worden ist. Er hat nämlich gefunden, daß es sich für die Parabel um Größen handeln kann, die stets kleiner sind als jede endliche Größe und stets größer als die unendlich kleine Größe in bisherigem Sinn, und eben so um Entfernungen, die größer als endlich und kleiner als unendlich sind. Das ist gewiß eine sehr merkwürdige Entdeckung; und der Entdecker hat wohl ein Recht darauf, daß diese Größenart auf seinen Namen getauft wird.

Hat der Leser, der nicht selbst Mathematiker ist, einen mathematisch gebildeten Freund, so bitte er ihn, ihm einmal das Problem der drei konzentrischen rollenden Kreise an einem Modell oder mit Hilfe einer Zeichnung vorzuführen. Ein angesehener Mathematiker hat es so ausgedrückt: „Bekannt ist schon von den Zeiten wenigstens des Aristoteles her das Paradoxon, das sich bei gleichzeitiger Entstehung von Cycloiden, Epi- und Hypocycloiden durch Bewegung dreier mit einander festverbundenen konzentrischen Kreise ergibt, indem der die Cycloide erzeugende Kreis auf der Geraden, auf der er rollt, bei jeder Umdrehung eine Strecke zurücklegt, die seiner Peripherie gleich ist, während die beiden anderen Kreise auf Geraden, die jener ersten parallel sind, in der selben Zeit Strecken zurücklegen, die ebenfalls der Peripherie jenes Kreises gleich, also, mit ihren eigenen Peripherien verglichen, kleiner oder größer sind: und doch ist, da man sich alle drei Kreise fest verbunden denken kann, die Bewegung für alle drei die selbe und nicht etwa mit dem Rollen gleichzeitig bei dem kleineren Kreise ein Fortschieben, bei dem größeren ein Anhalten zu setzen.“ Geißler, der sich eingehend mit der Sache beschäftigt, erklärt den Vorgang durch Einführung eines Dreiecks mit unendlich kleinen Seiten, das er „wesentlich“ nennt, und durch eine damit in Verbindung stehende, eigenartige Auffassung des Berührungsvorganges. Den Mathematiker wird seine Erklärung befriedigen. Dennoch: was sich bei jenem Rollen vor unseren sehenden Augen abspielt, ist so sonderbar, daß der Laie, von sachkundiger Seite zum richtigen Sehen angeleitet, aufs Höchste erstaunt sein muß; vielleicht sieht man nie Etwas, das einem Wunder so ähnlich ist. Nur dieses merkwürdigen Rollens wegen müßten mathematische Fragen populärer sein, als sie es heute noch sind.

Geißler ist bei neuen Aufstellungen vorsichtig; er weist lieber auf Möglichkeiten hin, als daß er schroff abspricht; er hält sich fern von Einseitigkeit und Engherzigkeit. Sein Buch rückt den Werth mathematisch-philosophischer Durchbildung in helles Licht und erinnert uns daran, daß wir nach der intellektuellen Seite hin dem Unendlichen und Unvergänglichen nie so nah kommen können wie in dieser Ausrüstung. Der Weg, den er geht, führt wie über Alpenhöhen hin durch Aetherluft; und den Wanderer geleiten an unergründlichen Tiefen vorbei leuchtende Sonnenklarheit, aber auch mythische Schauer.

Dr. Eduard Schulte.



Wie Othello entstand.

Niedriges, verräucheretes Zimmer in einem Hause der Oberkopffstraße am südlichen Rheinufer nahe dem Globe-Theater. Einfacher großer Schreibtisch an der einen Längswand unweit vom Fenster. Rechts daneben einfacher Bücherständer mit etwa hundert Bänden. Weiter rechts eine Thür, die in ein Schloßzimmer führt. Ueber dem Schreibtisch das Bild eines zehnjährigen Knaben: Hamnet Shakespeares, des Dichters einzigen Sohnes.

Ort: Zwei an den Dichter und Schauspieler William Shakespeare vermietete Zimmer in der Wohnung der Mistress Facket, Leichenbestatterswitwe.

Zeit: Trüber Dezemberabend des Jahres 1604.

Der Dichter sitzt in einem tiefen Lehnstuhl am Schreibtisch und liest, den Kopf in beide Hände gestützt, in einem schweinsledernen Otkauband (Giraldi Cinthios Novellenammlung Hekatommiti). Rechts neben dem Buch liegt ein größeres Papierblatt; davor steht ein ungeheures Tintenfaß mit mehr als einem Duzend Gänsefedern. Shakespeare nickt zuweilen mit dem Kopf, kratzt sich hinter den Ohren, zupft an der Halskrause, streicht hastig über die hohe, kahle Stirn, greift manchmal nach der Feder, läßt sie wieder fallen, wirft sich wie entsetzt in den Lehnstuhl zurück. Plötzlich springt er auf, schiebt den Sessel zurück, schlägt mit der Faust auf den Tisch, daß die Lampe flackert und die Federn um das Tintenfaß herumhüpfen:

Gottsb! Endlich bin ich mit dem Schund fertig! Weiß nicht, ob es das Italienische oder die widrige Geschichte selbst ist, was mich am Meisten ärgert. Gütiger Himmel, diese Italiener! Diese Schweine, diese Dummköpfe! Hat man je eine so ekelhafte und ekelhaft erzählte Geschichte gelesen! Dabei mit einem guten Titel: Der Mohr von Venedig; aber die Geschichte selbst! Dieser Keel, dieser Giraldi, der sich so großspurig den Cynthischen nennt, was ja wohl so Etwas wie Verwandtschaft mit Apollo andeuten soll, hat mich schon einmal ge-

ärgeret, damals, als ich „Koy Jus Wrag“ nam einer seiner ounnfihel Weymannen schrieb. Weiß wirklich nicht, welche von diesen beiden Geschichten die ekelhaftere ist. In jener opfert ein engelhaftes, tugendreiches Mädchen ihre jungfräuliche Reinheit für einen bummeln Jungen von Bruder und rettet den Bruder doch nicht; in dieser löst ein Schensal von Mohren sein unschuldiges Weib durch einen Anderen — und durch was für einen Anderen! Durch einen in Menschenhaut geschlüpften Teufel — morden. Auf so was Plumpes und Grausiges zugleich kommt doch nur ein Italiener. Das heißt: alle Italiener sind nicht wie dieser; ich kenne ja ganz muntere Burschen unter ihnen und bin ihnen eigentlich Dank schuldig. Da ist der Bandello, der Ureltervater meines guten Romeo und der süßen Julia; auch der Florentiner, dessen Pecorone ich meinen „Kaufmann“ verdanke, muß ein wackerer Knabe gewesen sein. Dieser apollinische Professor aber — in Ferrara soll er gelebt haben — ist der plumpeste, geschwätzigste, dabei gelehrteste Papierbesudler, an den ich armer Poet jemals gerathen bin. Er erinnert mich ein Bißchen an meinen alten grundgelehrten bummeln Ven: just die selbe dickflüssige, eingebilddete Gelehrsamkeit, ohne Schwung, ohne Sprungkraft. Aber ein Stück ist drin, ich seh's, ich fühl's. Der Ferrarese hats nicht geahnt, ich aber seh's es; noch nicht deutlich, noch ganz im Nebel,

aber es ist brin, bei allen schwarzen Teufeln in der Hölle! Es herausscholen aus diesem wüsten Rehrichthausen: Das ist's!

Ein Mohr! Besonders schön macht sich Der nicht auf der Bühne; hat mir schon einmal in meinem Titus Andronikus org mitgespielt. Die Gründlinge im Parterre sind im Starbe, den Mohren auszuladen und mit Apfelsinenschalen zu bewerfen, und der schwarze Teufel, den der Cinthio da hingehubelt hat, verdient's. Vor allen Dingen muß der Mohr von Grund aus geändert, aus dem feigen, grausamen Teufel muß ein Held werden. Der Mohr ein Held? Schweres Stück, beinahe unnatürlich . . . Und wenn es mir doch gelingt und wenn nun aus dem Mohren ein Mensch, ein Held geworden, dann kommen die gelehrten Kerle wie Ben Jonson oder Whetstone und machen sich lustig über mich.

Den Mohren traue ich mir am Ende noch zu; wie aber ist's mit dem Fährnich? Giebt es solche Döllenhunde? O, ich höre sie schon sagen, die Neunmatweisen, die bei uns auf der Bühne an den Coulissen sitzen: Solch ein Schreusal hat es nie gegeben; oder wenn doch, dann mußte der Mohr ihn erkennen. Grundfalsch! Es giebt solche Schurken und man kann täglich mit ihrer einem verkehren und merkt den Teufel doch nicht, den sie statt der Seele im Leibe haben.

Heraus mit Dir, Stück! Heraus mit Dir aus diesem italiensischen Rehrich! (Trommelt auf den Tisch, stößt den schweren Sessel auf den Fußboden.)

Mistreh Hacket, die Wirthin (hereintretend): Um Gott, Meister Shakespeare, was machen Sie nun schon wieder für einen Värm! Was giebt's denn? Wer hat Sie wieder gärgert?

Shakespeare (auf das Buch deutend): Hier dieser hundsgeime, tödlich dumme Italiener!

Mistreh Hacket: Aber Das ist ja nur ein Buch. Wie kann man sich über ein Buch ärgern!

Shakespeare: Das ist kein Buch, sondern ein Mensch. Jedes Buch ist ein Mensch; und dieses hier ist ein gottverdammter Lump und Schafskopf von einem Menschen, wenn er auch zehnmal herzoglicher Professor der Beredsamkeit, des Griechischen und des Lateinischen war. Sie verstehen Das nicht, Mistreh Hacket. Aber horchen Sie mal auf. Sie sind zwar eines Leichenbestatters Wittwe, aber eine wackerere Frau sind Sie doch; und so war auch Ihr Seliger ein wackerer Mann, wenn er auch der Bruder des fetten Brauerweibes in Wincot bei Stratford war. Sie wissen doch, wie ich Die in meiner Widerspenstigen in ihrer ganzen Weibesfülle verewigt habe. Was würden Sie sagen, wenn Ihre Tochter Rosalind . . .

Mistreh Hacket: Anna Barbara!

Shakespeare: Für mich ist sie Rosalind; Anna Barbara ist für Ihren süßen Engel ein zu barbarischer Name. Also stellen Sie sich vor, Ihre Rosalind sei unter eine Räuberbande gerathen, sei dort getheert und gefedert worden oder noch Schlimmeres. Würden Sie da nicht wild werden? Genau so geht es mir. Verstehen werden Sie es ja nicht, aber sagen will ich es Ihnen doch: Hier ist ein Italiener, der hat eine Geschichte aus alten Zeiten, aus Venedig erzählt; und in der Geschichte steckt ein Theaterstück . . .

Mistreh Hacket: Was für ein Unsinn! Wie kann in einer Geschichte ein Theaterstück stecken? Die Stücke machen doch Sie und die anderen Schauspieler.

Shakespeare: Es steckt aber doch ein Stück drin, aber ein getheertes, gefebertes, besudeltes, dem man alle Knochen im Leibe zerbrochen hat; und nun soll ich die wieder zurecht renken, soll das arme Ding waschen und kämmen, — glauben Sie, daß man dabei nicht wild werden kann?

(Mistress Hadet geht kopfschüttelnd ab.)

Fangen wir mal mit dem Anfang an! Da ist mein alterprobtes Mittel: geben wir den Menschen Namen! So lange sie ungetauft herumlaufen, sind sie nur Schemen und Schatten. Da hab' ich zwar in meiner grünen Jugend mal geschrieben:

Was ist ein Name? Was uns Rose heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften.

Das ist natürlich Unsinn, aber wenn mans so hört, klingt's nach was. Ein guter Titel und gute Namen sind schon das halbe Stück.

In diesem venezianischen Mohren von Cynthio steht merkwürdiger Weise nur ein einziger Name: Disdemona. Na, so viel Griechisch weiß ich noch, um Das zu übersetzen: soll die Unglückselige bedeuten. Guter Name, fällt schon ins Ohr, behält sich auch leicht. (Im Zimmer auf und ab gehend) Disdemona, Disdemona . . . Halt! So geht's nicht: Disdemon klingt ja fast genau wie this demon; die strechen Grublinge sind im Stande, loszuplagen, wenn sie in ihrem Stumpfsinn this demon für Disdemon verstehen. Auf der Bühne darf kein ehler Name lächerlich klingen. Dem Unglück ist leicht abzuhelfen: ich schreibe Desdemona, — und Alles ist in Ordnung.

Nun aber den Mohren! Warum nur der Cynthio dem Mohren keinen Namen gegeben? Immer nur: der Mohr! Wie ungeschickt, wie unsichtig! Tausen wir ihn, taufen wir ihn doppelt, denn ein Christ muß er sein, sonst wird die Geschichte erst recht unglaubhaft. Denn welches venezianische Mädchen möchte einen schwarzen Heiden heirathen? Ein gewöhnlicher Name darf es nicht sein, kein Lucio, kein Francisco, kein Rodrigo. Alles zu gewöhnlich, nicht mohrenhaft genug. Selten und seltsam muß er ans Ohr klingen, denn man sieht nicht alle Tage einen Mohren auf der Bühne, der eine weiße Frau hat. Wo ist mein Schreibheft aus Italien? Natürlich vertraut. (Pause. — Er sucht.) Hier: Verona, Vicenza, Padua, Venedig. Hier sind die Mocenigo, die Barberigo, die Vendramin, die Moro — schau, schau, da hätten wir ja sogar einen richtigen Moro von Venedig; wach Spiel des Zufalls! Hier die Geschichte von dem armen Teufel, den die Inquisition in ihre Fänge bekam: Otonello. Das klingt schon fremdartig genug, aber man druck an Otto und den Namen haben sie in Deutschland oft. Otonello . . . Otonello . . . Othello. Ach hören, wie Das im Titel klingt: Othello, der Mohr von Venedig! Vortrefflich, ganz so gut wie mein Hamlet, Prinz von Dänemark. Ich lasse es bei Othello (schreibt den Namen nieder). Und nun der Satanas von Fährreich? Für Den nehm' ich etwas Spanisches, Wildes, Graufames: Sanchez, Perez — Alles zu sanft, zu gewöhnlich. Diego, Rodrigo, Jago . . . Jago ist kurz, Jago ist selten, meine Engländer kennen ihn nicht, — um so besser: sahr' als Jago zur Hölle!

Sein Weib? Gleichviel, etwas Gewöhnliches genügt. Lucia, Julia, — nein, Julia soll nicht zum zweiten Mal von mir genannt werden. Laura, Helena, Emilia. Mag's denn Emilia sein; was liegt viel an ihr?

Mit vier Menschen kann ich kein Stück machen. Halt! Da ist ja noch der Hauptmann! Auch für Den ist jeder Name recht: Marco, Lucio, Lucentio, Rodrigo, Cato, Cassio. Othello kassirt ihn ja; lassen wir's also bei Cassio. Die anderen Puppen um die fünf herum benamse ich, wie ich sie brauche.

(Er erhebt sich und blickt aus dem Fenster in den Nebel über der Themse hinaus): Noch seh' ich nichts, nur ein paar Menschengesichter, den Schwarzen, die Weiße, den Teufel, aber noch keine Szene, kein Bild. Der Cinthio hat auch keins. Wirklich keins? Laß mich zusehen. (Setzt sich wieder an den Schreibtisch und beginnt, zu lesen): Muß mir das Gerippe der dummen Geschichte des Italieners mal herausziehen, aufschreiben. Das ist ja schnell gethan. Da ist ein Mohr im Dienst Venedigs. In Den verliebt sich die schöne, tugendhafte Desdemona „um seiner Tüchtigkeit willen, nicht aus weiblicher Begehrlichkeit.“ Osel! Selbstverständlich. Und nun sagt der Mensch kein Wort vom Wo und Wie! Als ob sie etwa in den Gassen und auf den Kanälen Venedigs sich getroffen hätten. Aber weiter: ihre Verwandten widersehen sich der Heirath. Heirathen einander doch, leben in ungetrübtem Glück lange Zeit zusammen. Auftrag an den Mohren, sogleich nach Cypern zu gehen, Feldzug gegen die Türken. Desdemona will ihn begleiten, Mohr widerstrebt, nimmt sie mit, trifft in Cypern ein. Der Mohr hat einen Fährriech, sehr schön, aber Schurke, was der Mohr nicht weiß. Fährriech Jago nimmt seine Frau nach Cypern mit; sie wird Desdemonas Freundin, Gesellschafterin. Jago verliebt sich in Desdemona — Unsinn! —, macht allerlei verliebte Kapriolen, Desdemona merkt nichts. Jago erklärt sich ihre Gleichgiltigkeit durch ihre Liebe für einen Hauptmann, Cassio. Warum? Kein Wort bei Cinthio darüber. Jagos Liebe verwandelt sich „dadurch“ — wodurch? — in Haß, will Cassio vernichten, sucht auf Mittel. Spiel des Zufalls: Cassio greift einen Wachtposten an — warum? — und wird von Othello seines Postens entsezt. Desdemona sucht Mohren und Cassio zu versöhnen. Othello klagt dem Jago, die Frau lasse ihm keine Ruhe wegen Cassios Wiedereinsetzung. Jago weckt Othellos Verdacht gegen Desdemona und Cassio. Desdemona verkehrt bei Emilia, trägt ein Taschentuch, Geschenk des Mohren, von Beiden besonders werth gehalten. Eines Tages, als sie mit Emiliens dreijährigem Mädchen spielt, stiehlt Jago das Taschentuch aus ihrem Gürtel. Gemein, possenhast! Läßt es in Cassios Wohnung liegen. Dieser will es Desdemona bringen, läuft aber davon, als er Othello kommen hört. Othello fragt seine Frau, wer eben dagewesen; sie sagt: Ich weiß es nicht. Der Mohr bezwingt seinen Zorn. Jago läßt ihn sein lachendes Gespräch mit Cassio beobachten, belügt nachher Othello über den Inhalt des Gesprächs: Desdemona habe sich Cassio unzählige Male hingegeben, zuletzt ihm das Taschentuch geschenkt. O. fragt D. nach Taschentuch, D. geräth in Angst, sucht, findet nichts. O. beschließt ihren und Cassios Tod, nur soll auf den Mörder kein Verdacht fallen... Pöste, Komödie, nicht tragisch. D. fragt in ihrer Verzweiflung Emilia um Rath. Diese, von J. zur Mitschuld am Morde längst aufgestachelt, sagt D. nicht, was sie weiß. Hab' an einem Mörder genug, brauche Gegenlag. Es. Geliebte, Stickerin, steck nach Muster von Ds. Taschentuch zweites, ähnliches. E. läßt D. ihr durchs Fenster zusehen. Albern! O. zweifelt nicht mehr, giebt dem J. große Summen, um ihn zur Ermordung Es. zu bestimmen. J. greift eines Abends E. an, verwundet

ihn. E. ruft um Hilfe, J. flieht. D. zeigt bei Nachricht von Os. Verwundung große Betrübnis. Hierauf beräth D. mit J. Todesart Os. J. schlägt vor, um Verdacht von D. abzulenken, er, J., wolle D. mit einem mit Sand gefüllten Strumpf erschlagen, damit sie keine Wunde zeige. Gräulich, höllisch, unbrauchbar. Dann wollen sie die morsche Zimmerdecke auf sie hinabstürzen; die Welt glaubt an natürlichen Tod. D. einverstanden. Nacht: D. und D. im Schlafzimmer; plötzlich draußen Geräusch. D. heißt D. aufstehen, nachsehen. D. gehorcht, J. schlägt sie mit dem Sandstrumpf halb tot. Klageruf Os., O. kommt, sagt: Das ist der Lohn für Deine Untreue. D. betheuert Unschuld. J. schlägt D. mit zwei weiteren Schlägen vollends tot. Legen sie aufs Bett, spalten ihr den Schädel, stürzen Zimmerdecke hinab. Nachbarn kommen, finden D. tot. Bald darauf O. Reue, Sehnsucht, wilden Haß gegen J., entläßt ihn. J. haßt O., verräth ganze Geschichte an E. Rath Venebig's läßt O. verhaften, foltern. Oestcht nichts. In ewiger Verbannung verurtheilt. Hier töden ihn Os. Verwandte. Später wird Fährlich wegen anderer Schandthaten gefoltert, stirbt daran. Alle Einzelheiten der Geschichte erzählte Emilia nach dem Tode Zagos.

Uff!... Und hieraus soll ein Stück werden? Das ist so wie in Padua, wo ich einst die großen Marmorblöcke sah und dachte: in jedem Block steckt ein Marmorbild, — wer's heraushaut, ist der Meister.

Gest mal die Menschen, die Drei, die Vier. Von dem Mohren darf nichts bleiben. Bei Cinthio ist er ja ein ganz niedriger, feiger Schurke, ein verkleideter Schwarzger, der eifersüchtig wird und mordet; komische Figur; Beaumont und Fletcher würden daraus eine Posse machen. Bleibt diese Bestie so, wie der italienische Professor sie hingestellt, so stürmen wir die Reule aus dem Bit die Bühne und reißen Burbage herunter; denn natürlich spielt Burbage den Mohren.

Was ist's mit Othello? Die ganz gemeine Eifersucht paßt für keine Tragoedie. Eifersucht ist halb komisch. Othello muß geabelt werden! Nur ein großer, vornehmer Mensch, wenn auch mit dunkler Haut, konnte Venebig's Feldherr werden; vornehm und groß muß er vor uns stehen, sonst rührt er nicht, sonst bleibt er gemein. Er ist nicht jung, langes ruhmreiches Feldherrnleben hinter ihm, verliert zum ersten Mal sein stolzes Herz ganz an ein Weib, keine Sinnenslust, die erste große Liebe. Setzt sein ganzes Leben auf diesen Wurf, ist verloren, bricht zusammen, die Welt mit ihm, wenn er hier getäuscht wird. Ehre! Darum dreht sich Alles bei ihm. Ja, Das ist's. Das schreib' ich auf:

Ich bin ein ehrenvoller Mörder,

Denn nichts that ich aus Haß, für Ehre Alles.

Nicht eifersüchtig, kein Mörder. Richter über seine und Desdemona's Ehre; ein Richter, drum darf die Tötung nicht im Zorn geschehen. Ja, bist Du jetzt zufrieden, Othello? Habe ich aus Dir, dem niedrigen schwarzen Mörder, einen Helden gemacht oder nicht?

Desdemona? Zugendhaft und schön, sagt Cinthio. Das ist eine allgemeine Schwäberei, steht in allen italienischen Geschichten. Zugendhaft und schön sind alle Heldinnen. Wir hören ja bei ihm kaum ein gescheites Wort von ihr, sogar manches dumme. Sie soll aber sein wie der Abendstern hinter Nebelschleiern, ganz sanft, kein Laut des Vorwurfs auf ihren Lippen, keine Anklage; ein Kind, ganz Liebe, Aufopferung bis zuletzt noch im Tode, wehrlos wie ein Lamm unter dem

Reffer. So wird man sie unterscheiden von den zahllosen tugendhaften und schönen Heldinnen, sie nie vergessen. Die Sanftmuth neben der Leidenschaft, dem Zorn, die Schwäche neben der Kraft, die lautlose Hingebung und Behrlosigkeit gegen die Unerbittlichkeit des furchtbaren Irthums. Das giebt ein Bild; jede Scene, in der die Weiden neben einander stehen, muß eins sein.

Jago ist der Teufel ohne Hörner, ohne Pferdefuß. Kein gutes Wort kommt aus seinem Munde, keine gute That aus seinem Herzen. Das Böse ist ihm das Natürliche, das Selbstverständliche. Und dieser Teufel soll ein Kind haben? Weg mit dem Kinde, kanns ohnehin so klein auf der Bühne nicht brauchen. Zum Taschentuchstehlen ist es unnüß. Das sang' ich anders an. Aber wie? Kommt später; nur vorwärts! Und verlieben soll sich dieser Unhold in Desdemona? Durch die Liebe wird er ja zu einem Menschen. Nein: was er thut, thut er des Bösen wegen; höchstens Neid auf Cassio und dergleichen Niedriges, Gewöhnliches, aber keine Liebe. Und dieses Schensal nennt der Cinthio: di bellissima prosenza. Das ist Unsinn; ich sage gar nichts von Schönheit und Höflichkeit. Das mag Freund Heimynge besorgen. Der versteht sich aufs Spielen solcher Schurken. Wo Jago sich gehen lassen darf, schmutzig in der Rede, schmutzig wie seine Gedanken.

Emilia? Bei Cinthio eine der Desdemona an Rang gleichstehende Dame. Geht nicht, muß tiefer stehen, so Etwas wie seine Jose, Gesellschafterin. Nicht so böß wie Jago. Zwei Teufel wären zu viel. Mehr schwach als schlecht. Darf auch den Nordplan nicht kennen, würde doch Alles ausplaudern. (Öffnet die Thür des Nebenzimmers): Mistress Hacket! Holla, Mistress Hacket!

Mistress Hacket (eintretend): Was giebt's, Master Shakespeare?

Shakespeare: Was es giebt? Sagen Sie mir, aber auf Ehre und Gewissen und bei den Pforten der Hölle, schwören Sie mir bei der Seelen Seligkeit des alten Halunken von Hacket, der Sie oft genug geprügelt . . .

Mistress Hacket: Mein Mann konnte mich prügeln, so viel er wollte.

Shakespeare: Hat er auch gethan. Nun aufgepaßt: Wenn Ihr Mann ein Weib ermorden wollte . . .

Mistress Hacket: Mein Mann? Ein Weib ermorden? Sie sind von Sinnen, Master Shakespeare.

Shakespeare: Er hat ja keins ermordet, ich weiß. Aber nur so in der Phantasie.

Mistress Hacket: Ach Du lieber Himmel! Das kommt davon, daß Sie immer solche Nordstücke schreiben. Warum schreiben Sie nicht wieder so was wie das Stück mit dem dicken Ritter?

Shakespeare: Der ist ja längst tot und kommt nicht wieder. Aber ernstlich, Mistress Hacket: wenn Sie gewußt hätten, Ihr Mann will ein Weib ermorden, hätten Sie solch Geheimniß bewahret?

Mistress Hacket: Nicht eine Stunde!

Shakespeare: Das hab' ich gewußt. So ist's recht; für den guten Rath sollen Sie bei der ersten Aufführung meines neuen Nordstückes im ersten Rund oben vornan sitzen. (Mistress Hacket ab.)

Der Cassio ist bei dem Italiener ein Schatten, eine Puppe. Was mach' ich aus ihm? Er ist ein Hauptmann, ein vornehmer Venezianer, in Othellos

Dienst, sein Adjutant. Er hat ihn dem Jago vorgezogen, muß gewußt haben, warum. So sei er denn ein Soldat, männlich, würdig, fein, ehrenwerth, in Allem das Gegenstück zu Jago. Wird Jago schmutzig in seinen Reden, Cassio beachtet nicht, weicht aus, macht gut.

So. Das sind die Menschen. Das ist noch kein Stück. Sind auch noch nicht genug Menschen, brauche Nebengestalten, allerlei. Da sind ja die Verwandten, die parenti. Sinds Eltern, sind es andere Verwandte? Gleichviel: kann beide nicht brauchen. Soll ich etwa einen langweiligen Familienrath auf die Bühne bringen? Das ist Komödie, nicht Tragoedie. Die ganze Sippchaft schmelz' ich in Eins zusammen, in eine Mutter, einen Vater, einen Bruder. Im, eine Mutter hätte wahrscheinlich besser aufgepaßt; Männer merken so was nie. Ein Bruder? Hat Othello gegenüber nicht Ansehen genug. Also ein Vater, ein Nobile, ein Senator, Othellos Vorgesetzter und nun sein widerwilliger Schwiegervater. Jrgend ein Mocenigo oder Barberigo. Nein; dann heßt mir der venezianische Gesandte den Vorblämmerer auf den Hals wegen Beleidigung der Signoria. Brabantio mag dastehen; kein Senator in Venedig heißt so.

Nun aber das Stück! Wie hebt es an? Wie schreitet es fort? Wie geht es aus? Was sollen die Zuhörer draus nach Hause nehmen? Ein gutes Stück muß mit weniger als hundert Worten erzählt werden, sonst steht es Keinem deutlich vor den Augen der Seele. Was soll in meinem Nothren von Venedig stecken? Etwa Dies: Ein Noth, ein Held im Dienst Venedigs, gewinnt trotz allen Widerständen die Liebe der engelgleichen Desdemona. Grenzenloses Vertrauen bei ihm, zärtlichste Hingabe bei ihr. Ein teuflischer Verleumder umstreift mit Hölleliff den Nothren, macht Desdemonas Intreue völlig glaubhaft, erregt Othellos höchste Eifersucht . . . Nein, so darfs nicht sein, nicht Eifersucht, zu niedrig, nicht heldenmäßig; auch Eifersucht, gewiß, aber sie nicht allein, sie nicht im Kern, nur obenauf. Rächt sich nicht nur; er rächt oder glaubt zu rächen das Gute selbst, das Recht; wird Richter, nicht nur in eigener Sache; richtet und tötet die Unschuld, erkennt zu spät den Irrthum, wird dadurch innerlich vernichtet und vernichtet dann richtend sich selbst.

Ist Das ein Stück? Ja; und ist es keins, so soll es jetzt eins werden.

Hat mir oft geholfen, mit dem Ende anzufangen; will sehen, ob mirs auch diesmal gelingt.

Desdemona ist tot, die Abgesandten Venedigs bringen ein, Othello machtlos, verhaftet, soll zurückgeführt werden, schmachlicher Tod von Henkershand sicher. Zuschauer haben Desdemona ermorden sehen, sind noch ganz zerschmettert. Jago entlarvt, Othello verhaftet. Genügt nicht; nur der Tod süht, besänftigt. Natürlich nur Tod von eigener Hand. Aber wie? Bloßes Erdolchen? Zu gewöhnlich, beinahe feig, zeigt nichts von Größe; und groß will ich Othello, sonst wird er widerig. Noch einmal muß er sich aufreden in Heldengröße; brauche auch letzte Steigerung nach allen anderen. Abschiedsrede in hohem Ton, heldisch. (Setzt sich und schreibt:)

In Euren Briefen, wenn Ihr Kunde gebt,

Melbet von Einem, der nicht klug, doch zu sehr liebt.

So nur weiter; und dann ein paar nächterne Worte der Anderen.

Es ist noch früh, erst Keun, und ich bin in der Stimmung. Schnell das Gebälk aufgezimmert, denn immer deutlicher wirds in mir.

Eins ist sicher: in meinem Othello ist für Freund Kemp, den Komiker, kein Platz. Unerbittliche Vernichtung der Unschuld, — nein: da hört aller Spaß auf; die Zuhörer sollen nicht zum Athmen kommen, sonst wird die Qual nur noch größer. Kemp wird schimpfen; ist mir gleich. Ben Jonson hat mir ja gesagt, daß in den Tragoedien der alten Griechen gar nicht gespaßt wird, — also!

Erster Akt. Weg mit den „Verwandten“; nur einen Vater kann ich brauchen. Wie Othello und Desdemona sich lieben lernen . . . Das geht nicht wie in Romeo und Julia, da sind furchtbare Schwierigkeiten. Schwarz und Weiß, Alt und Jung kommt nicht in wenigen Minuten auf einem lustigen Maskenball zusammen. Läßt sich überhaupt auf der Bühne nicht schildern, muß vor dem Stück liegen, fertig sein, nachher mit wenigen Worten anzudeuten. Sieht der Zuschauer die Beiden, sieht er Othellos Liebe, Desdemonas Hingebung, so glaubt er dran. Ja, Alles muß fertig sein, auch die Ehe . . . O, ich hab's! Die Geschichte von Padua, von dem Colalto! Rosenkranz und Gölldenstern, die lustigen dummen Studenten, haben sie mir dort erzählt. Mehr als zehn Jahre ist's her. Schönes junges Mädchen, älterer stattlicher Mann, störriger Vater, heimliche Ehe; der Vater klagt den Gatten, den Grafen Colalto, wegen Verführung, wegen listiger Zaubertänke an, wird abgewiesen. Paßt ganz famos. Brabantio erfährt plötzlich die heimliche Ehe — durch wen? Durch Nebengestalten oder durch Jago —, klagt Othello im Senat vor dem Dogen an, dabei können O. und D. ja selbst erzählen, in kurzen, schlagenden Worten, wie es zwischen ihnen hergegangen. Das giebt ein Bild! Rings im Kreis der Doge und die Senatoren, ähnlich wie in meinem Kaufmann, Brabantio ergrimmt als Ankläger, Othello stolz und sicher, Desdemona neben ihm; nichts von Zaubertänken, nur Mitleid, Bewunderung, — und gleich danach Befehl, nach Cypern abzugehen.

Was sagt mein Italiener? „Er, besiegt von der Schönheit und der edlen Gesinnung der Dame, erglühte eben so für sie.“ Und der Bursche sagt kein Wort, wo die Beiden sich getroffen haben! Natürlich im Vaterhause, Othello als Feldherr des Staates verkehrt bei den Senatoren; und in der Novelle kostete Das doch nur ein paar Worte.

Was schwächt er weiter? „Sie lebten in solcher Eintracht und Ruhe mit einander, daß Alles zwischen ihnen eitel Liebe war.“ Sehr schön, ganz vortrefflich, aber was soll ich damit in einem Drama? Und hatten sie sich so lieb, kannten sie sich so lange, dann bleibt erst recht unerklärlich, wie Othello an Desdemonas Untreue glauben konnte. Nein, nur wenig dürfen sie sich gekannt haben, Alles muß Hals über Kopf gehen. Handlung, Handlung! Immer vorwärts!

O diese Schwäzerei bei Cinthio zwischen Othello und Desdemona über die Reise nach Cypern! Zwei ganze Seiten wird hin und her geredet; daraus müssen wenige Verse werden. Cinthio läßt die Beiden am Mittagstisch darüber reden; abgeschmakt, unbrauchbar für die Bühne. Nur keine Familienszene. Ist gegen den hohen Stil; und ich brauche hohen Stil, denn Othello ist kein privater Gentleman, er ist ein Staatsmann. Die Frage, ob Desdemona Othello nach Cypern begleiten soll, muß Staatssache werden, muß im Senat gleich nach der großen Szene verhandelt werden, sonst wird sie Familienkatsch.

Bald drauf muß der Umschwung beginnen. Was sagt der Italiener? Streit Cassios mit der Wache, Vermundung der Wache durch Cassio. Das ist

gemein, muß ganz anders werden. Cassio darf sich an keinem gemeinen Soldaten vergreifen, steht zu hoch.

Wie aber lasse ich den ersten Verdacht in des Mohrens Seele fallen? Die Quälerei Othellos durch Desdemona wegen Cassios muß leidhaftig auf die Bühne; man muß merken, wie D. ärgerlich wird. Das ist der Angelpunkt des Stückes! Jetzt muß Etwas kommen, daß es den Zuschauer überläuft, daß er merkt: nun geht's abwärts. Scene zwischen D. und C., D. sieht Beide, Jago auch, — und nun plötzlich muß Der den ersten Pfeil abschließen (setzt sich und schießt), ganz einfach, ganz sanft, aber als hörte er eine vergiftete Nadel ins Herz: „Ja, Das gefällt mir nicht!“ Dem Mohren hats auch nicht gefallen, aber erst durch Jagos Worte bringt das Gift ihm ins Herz.

Nun läßt der Italiener, als D. gegen D. wüthend wird, die Frau die albernen, beleidigenden Worte zu Othello über seine Mohrenschafft sprechen: „Ihr Mohren seid von so hitziger Natur, daß Euch jede Kleinigkeit zum Zorn und zur Rache aufreizt.“ Wie dumm! Als ob in solcher Ehe Desdemona dem Mohren sein Mohrenthum vorwerfen würde! Das ist ja ganz niedrig; so reden Fischweiber. Für sie ist er nicht schwarz, nicht weiß, nur der Geliebte, der Held, und wenn Andere zu ihr von Othellos Mohrenschafft reden, muß sie ihn vertheidigen.

Jetzt die große Mittelpunktszene: Othello und Jago, eine arme Menschenseele und der Teufel im Kampf. Gelingt mir die, dann gelingt mir mein Stück. Dazu schließ' ich mich mal einen ganzen Tag ein, spiele nicht; oder ich reite nach Stratford, denke sie mir auf Pferdestrücken aus: da sind mir oft die besten Gedanken gekommen. Das wird der dritte Akt, der Mittelpunkt. Vom dem Italiener kann ich kaum ein Wort gebrauchen; vielleicht die Scene, in der Othello den Jago und Cassio im Gespräch sieht, Cassio lachend.

Nun die Taschentuchgeschichte. Bei Cinthio das kleine Kind auf Desdemonas Armen, Jago stibigt es ihr weg, also gemeiner Diebstahl. Das Kind habe ich schon gestrichen. In der Tragoedie darf nicht gestohlen werden. Wie mach' ichs nur? D. kann das Tuch verlieren; aber Verlieren ist zufällig, gleichgiltig. Nein, nichts Zufälliges oder doch so wenig wie möglich... Solch Taschentuch hat immer etwas Bedenkliches; Ben und seine Bande, auch manche der vornehmen Damen rümpfen die Nase nachher und sagen: „Ach, Das ist das Stück mit dem Rastuch! Wenns noch eine Spange, ein goldener Ring wäre, aber ein gewöhnliches Taschentuch!“ Muß es ein gewöhnliches Taschentuch sein? Da brauche ich ein Bißchen Zauber drum herum. Werde ich schon machen. Es soll auch kein Rastuch sein; ein feines Tuch im Gürtel der Frauen. D. kann ja eine kleine Wunde damit verbinden wollen. Oder... Das ist: dem zornigen D., der ausweichend über Kopfweh klagt, will sie die Stirn verbinden, er wehrt unwillig ab, sie, ganz in Sorge um ihn, läßt das Taschentuch fallen, Jago hebt es auf, — nein, besser noch Emilia, Das ist einfacher, sie giebt es Jago, Mitschuld an Desdemonas Tode — und nun, Geschick, nimm Deinen Lauf!

Was stellt der Italiener mit dem Taschentuch an? Jago läßt es Cassio finden; Der weiß, daß es D. gehört. Zu dumm! Wähte ers, so gäb' ers ihr ja gleich zurück. Nichts darf er wissen, sonst behielte ers nicht. Er muß es aber eine Weile behalten, daß D. es in seinen Händen sieht. Da hat der Italiener ein Frauenszimmer, Dirne des Cassio... Warum auch nicht? Bei Der sieht es D. Alles ganz einfach.

Nun läßt der Italiener O. „Tag und Nacht darüber nachdenken, wie er D. und E. töten könne, ohne daß die Schuld auf ihn falle.“ Das ist selbst für eine Geschichte zu dumm. Hat mein O. sich überzeugt von Ds. Untreue, so muß sie sterben, schnell und von seiner Hand. Den E. mag ein Anderer abthun, aber an Ds. Leib darf keine andere Hand rühren, auch nicht zum Morde.

• Und was faselt nun der Cinthio von der Reue der D. über ihre unglückliche Eattenwahl! Der Keel war werth, ein Professor zu sein; hatte nicht einen Funken Poesie im Leibe. Aber nur nichts unkommen lassen! Es ist verkehrt in Ds. Munde, aber von vortrefflicher Wirkung in Jagos.

Der Cinthio läßt O. das Taschentuch durchs Fenster auf dem Stuhlrahmen der Dirne sehen. Für eine Geschichte mag's gehen, da hilft die Phantasie des Lesers nach. Auf der Bühne? Lächerlich! Die Bengel im Pit würden schreien: Laßt mich auch das Nasstüchel sehen! Nein: das Tuch muß wieder auf die Bühne, die Dirne muß es haben; und immer Handlung, Handlung: sie selbst muß es Cassio unter die Nase halten und dabei sieht es O. Von hier läßt bergab. Schnell aufgeschrieben:

Othello (losbrechend): Wie soll ich ihn morden, Jago?

Von der ekelhaftesten Unterhaltung bei dem Italiener über die Todesart kein Wort. Und nun erst die heimtückische, gemeine, schmutzige Ermordung Desdemonas durch Jago! Da ist ja nichts vom Richter. Das sind zwei mordende Strolche, Schinderknechte. Und was thut nun der Cinthio nach dem Morde? Zweifelt O. etwa an Ds. Unschuld? Gar nicht; nur Sehnsucht, fleischliches Verlangen nach ihr. Und dann leben Othello und Jago noch eine ganze Weile vergnügt. Weg damit! Zehn Minuten drauf muß der Vorhang sich schließen.

(Eine Thurmuhr schlägt Zehn.)

Geht Zehn? Soll ich noch in die „Berjungfer“ oder mich gleich an das Szenarium machen? Ich bin gut im Zuge; machen wird also fertig!

Zuerst irgend etwas minder Wichtiges; im Värm des Anfangs hört doch Niemand scharf zu. Die es dennoch thun, sollen gleich den Jago kennen lernen, den vollendeten Schurken. Gespräch zwischen ihm und einer Nebengestalt, irgend einem dummen Tropf, dem er Geld abgeschwindelt oder so was. Dann aber schnell vorwärts, um mir Ruhe zu erzwingen: Desdemonas Vater und die Zuschauer sollen mit einem Schlage erfahren, was vorgeht: heimliche Ehe zwischen einem Mohren und einer Senatorentochter. Hei, da werden sie die Ohren spitzen; wer zu spät kommt, muß auf den Behen schleichen. Der Vater stürzt heraus, wütend, läßt die Senatoren zusammenerufen. Die sind ohnehin versammelt, Nachrichten aus Cypern u. s. w. u. s. w. Dann die große Szene vor dem Dogen: wir lernen O. und D. kennen. Wie gewannen sie sich lieb? (Sinnend und dann niederschreibend):

Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand,

Ich liebte sie, weil sie mir Mitleid zollte.

Das ist genug. Das begreift man. (Blättert in einem alten Tagebuch.) Hier muß nun so allerlei Venezianisches hinein: Magnifico ist der Titel der Senatoren; Signoria — signori di notte al criminal. O. muß sich gleich anfangs würdig und tapfer zeigen, nichts von dem feigen Lumpen bei Cinthio. O. bleibt würdig trotz Beschimpfung durch Vater.

Nun die große Rathsjzene! Brabantio nicht sogleich, erst Berathung über Krieg. Gegenjatz wird schärfer, Blödsichtigkeit von Brabantios Anklage eindrucksvoller. Jetzt dann, als D. nach Cypem entsendet wird, muß Brabantio mit seinen Familienklagen dazwischen fahren. Das giebt erst richtige Spannung, Alles so eng beisammen wie möglich, wie gepeitscht, nur nichts Ausgesponnenes, Gerebetes wie bei Cinthio. Noch besser Einer nach dem Anderen: erst Othello, dann Brabantio. Dieser schildert Desdemona, ehe man sie sieht: stilles, sanftes, engelhaftes Wesen. Spannung auf Ds. Erscheinen. Noch mehr Spannung: D. erzählt die Geschichte seiner Liebe, besser so, vornehmer als in Ds. Gegenwart. Brauche ohnehin Zeit, bis die Gerufene erscheint. Nun tritt sie ein und singt die zweite Stimme, die Oberstimme im Liebeduett: nur eine kurze Rede, sie ist nicht wortreich, sondern verhalten, anschnürende Taube. Dann sogleich Befehl zum Aufbruch nach Cypem. Jetzt ist die Reihe an D., jetzt aus sich heraus. Bis hierher schwächern, von nun ab tapfere, liebende Gattin. Will unbedingt mit nach Cypem; soll auch mit.

Akt bald zu Ende. Vor Schluß des Vorhanges ein kurzes Wetterleuchten kommender Schrecknisse. Von wem gehts aus? Jago? Kann gar nicht zugegen sein. Vom Herzog? Nein. Vom Vater! Im Herzen noch unverwundet, Ds. Läsung noch nicht verwunden. Er schießt einen Pfeil auf C. ab und geht. (Niederschreibend):

Sei wachsam, Mohr! Hast Augen Du, zu sehn:

Den Vater trog sie, so mag's Dir geschehn.

Nun gleich wie Donner auf Blitz irgend ein starkes Wort Othellos: Rein Kopf für ihre Treue!

Jetzt wissens wird: von Desdemonas Treue hängt ihr und sein Leben ab. Und wir wissen, Jago will Beide vernichten. Vielleicht noch eine Szene mit Jago, etwa Jago mit dem Dummkopf, Diego, Rodrigo, oder Selbstgespräch Jagos: Enthüllung seines Planes, aber noch undeutlich. Dann zum Schluß ein teuflischer Jubelschrei des Schurken:

Ich hab's, es ist erzeugt; aus Höll' und Noth

Sei diese Unthat an das Licht gebracht!

Vorhang!

(Shakespeare ist aufgestanden, durchmisst das Zimmer nachdenklich mit kleinen Schritten): So weit gehts. Das aber war leicht, jetzt kommen die Knubben. Alles Folgende muß auf Cypem spielen, D. und D. müssen fern von jedem Einfluß venezianischer Umgebung sein, ganz auf einander angewiesen, sonst versagt Jagos Plan. Sie fahren nach Cypem. Zusammen? Besser nicht. Liebeszene auf dem Schiff unmöglich, brauche überhaupt keine Liebeszene, wäre ganz undramatisch. Beide fahren getrennt, dadurch gewinn' ich eine Begegnungsjzene; in der darf selbst ein Othello Zärtlichkeiten zeigen. Ruß es sogar, muß zeigen, welche Rolle diese Liebe in seinem rauhen Leben spielt. Gegenjatzwirkung, um so furchtbarer baldige Enthüllung ihrer Untreue durch Jago.

Letztes tiefes Athemholen des Glückes, bevor das Verhängniß naht:

Nicht auszusprechen weiß ich diese Wonne,

Dier stoch' es; oh es ist zu viel der Freude!

Das klingt wie eine Vorahnung im höchsten Glück. Diese Szene stark herausheben! Gipfelpunkt vor dem Umschwung.

Nun ein Stückchen wie bei Cinthio: Cassios Absehung. Eine Trunkenheitszene: da schreib' ich ab, was ich in der Meermaid oft genug gesehen. Halt, eine Bemerkung: alle Betrunkenen versichern, sie seien nicht betrunken.

Ja, nun kommt die Schwierigkeit: wie lasse ich den entscheidenden Umschwung einsehen? Jago's erste Gistropfen. So einfach wie möglich, aber so teuflisch wie möglich, nichts Besonderes und doch Gift. Aber erst im dritten Akt, kurz bevor Desdemona ihren Gatten wegen Cassios plagt, dicht davor. Erst das „Da, Das gefällt mir nicht!“ Dann muß O. selbst sehen, wie C. sich davondrückt. J. spricht noch einen Tropfen ein:

— Ich dachte nicht,

Daß er wie schuldbewußt wegschleichen würde,

Da er Euch kommen sieht.

Und nun die Plagezene zwischen O. und D. Jetzt wieder ein Wetterleuchten, aber heller, drohender:

Goldfälig Weib! Verdammt sei meine Seele,

Lieb' ich Dich nicht! Und wenn ich Dich nicht liebe,

Dann kehrt das Chaos wieder!

Nun die große Höllenszene: Othello und Jago. Lauter Lügen, lauter Teufelei, aber auch irgend ein wirklich treffendes, überzeugendes Wort Jago's. Die Zuhörer selbst müssen an die ferne Möglichkeit einer Untreue glauben, Othello an die nahe. Jago muß O. daran erinnern, daß D. ja ihren Vater so fein getäuscht hat. Das ist ein Flecken in Desdemonas Seele; aber sie ist ein Menschenkind, kein Engel, — und sie liebte. Wirkliche Engel aus dem Himmel kann ich nicht brauchen. Die gehören nicht aufs Theater; da müssen Alle was Irdisches haben, unnatürlich sonst.

Und Othello? Nur keinen Dummkopf aus ihm machen, nur keinen Waischlappen in Jago's Händen. Er muß zweifeln, Zuhörer müssen bis zuletzt denken, O. könne noch anderen Sinnes werden: „Ich will's nicht glauben!“

Jetzt rasch die Taschentuchszene, Stirn verbinden, Taschentuch fällt, Emilia sieht's, Alles ganz schnell . . . Brauche dann etwas Zeit, Gift muß wirken, Szene zwischen Jago und Rodrigo; oder besser: Jago und Emilia. Nun kommt Othello zurück, völlig vergiftet. Aber auch jetzt nicht ganz dumm und wild, immer wieder Aufbäumen des Glaubens an die Treue gegen die Untreue; O. nicht dumm, nur J. zu klug! Aber jetzt beginnen schon die ersten Todesdrohungen gegen D. Selbstverständlich nimmt O. die Rache in die eigenen Hände. Aber dann Steigerung, immer Steigerung, Schlag auf Schlag! Von hier ab find' ich nichts bei dem Italiener, — weg mit ihm! (Schleudert das Buch in eine Ecke des Zimmers.) Jago heßt, lägt, kleine Dolchstücke, brennendes Gift in die Wunden: Jago spricht vom Taschentuch. Cassio hat sich den Bart damit gewaschen. Nun ist's am Tage, nun geht die Welt für Othello unter. Und dann höchste Steigerung; feierlich muß es werden, daß Männern und Weibern im Theater das Blut in den Adern stockt. Irgend etwas Großes, Graufiges: Racheschwur. Othello kniet und schwört:

Bei dem Marmorhimmel droben

Zu schuld'ger Ehrfurcht vor dem heiligen Eid

Verpänd' ich hier mein Wort!

Den Cassio mag Jago abthun. Für D. denkt D. zuerst an Gift. Nein, kein Gift, ist gemein, nicht dramatisch genug. D. ist Richter und soll selbst hürchten. Gift ist ein feiges Mordmittel; er mordet nicht, er richtet mit eigenen Händen. Also Ermürgung! . . . Soll er sie gleich töden? Das wäre kein Stück, nur ein Aufstieg, kein Abstieg. Erst noch D. und D. zusammen nach der Enthüllung, Schwinden des letzten Zweifels bei D. Er fragt nach dem Taschentuch, Wuthausbruch; aber auch damit ist's noch nicht zu Ende.

Vierter Akt: Das Gift hat weiter gefressen. Neue Steigerung, höchste, äußerste Grenze: J. malt D. die Buhlschaft deutlich vor. Das erste ist Hölle. J. muß wie ein Schwein sprechen, ganz seine Art, macht D. damit vollends rasend. Noch stärker, stärker: D. sieht E. über seine Buhlschaft lachen. Noch ein Trumpf drauf: gerade jetzt kommt die Dirne mit dem Taschentuch. Und dann furchtbarster Ausbruch: „Sie soll sterben!“ Aber nun noch ein letztes scheinbares Zurück; die Erinnerung Othellos: welch ein süßes Weichöpf! Und jetzt ans Ende: Jago hilft Othello die Todesart wählen, natürlich die grausamste —: Erdrosselung.

Immer noch aufwärts, immer neue Steigerung! Ist sie noch möglich? (Lange nachsinnend.) Ja, noch habe ich keine rechte große Sturmizene zwischen Othello und Desdemona. D. muß bis aufs Aeußerste gehen, muß D. schlagen, im höchsten Zorn über ihr fortwährendes Betteln für E. Das würde ja auch einen gesunden Menschen wild machen. D. bleibt ganz saust: „Das hab' ich nicht verdient.“ Soll D. jetzt handeln? Nein, auch jetzt wär' es noch Mord. Noch hat er D. ja gar nicht befragt. Er soll Richter sein; wo ist sein Verhör? Also einen letzten Versuch, ein Verhör der Schuldigen, der Zeugin, Emilias und Desdemonas. Aber welche Verhöre! Wie die rasende Leidenschaft sie vornimmt. Hier soll er auch schmutzig werden, blüdisch roh, und müßt' ich das Aeußerste wagen. Dann ein letztes Wort Othellos vor dem Entschluß: man muß wieder hören, was D. für D. bedeutet: „den Duell, aus dem mein Lebensstrom entspringt.“ Im Verhör muß er ganz dicht an die Enthüllung der Wahrheit kommen, aber diesseits bleiben. Von jetzt ab ist Desdemonas Schicksal besiegelt.

(Aufspringend, umhergehend.) Jetzt, noch einmal Jago im Feuerstein der Hölle gezeigt, äußerste Gegensätze, schamhafte Desdemona, Teufelsfreude Jagos am Schmutz. D. steigt immer höher. Zuletzt Worte wie von einem Engel gesprochen, — nein, süßer, zarter, so Etwas wie Griseldis bei Chaucer, nur knapper, auch knierend wie früher Othello, aber knierend wie ein Engel an Gottes Thron. (Setzt sich und schreibt mit fliegender Feder:)

Wenn ich nicht jetzt noch, und von je und ewig,
Und stieß' er als Geschied'ne mich ins Elend,
Ihn herzlich liebe, lehre Freude nie
Mehr bei mir ein! Lieblosigkeit thut viel;
Von ihm geübt, kann sie mein Leben knicken,
Doch nie die Liebe mindern.

Nun höchste Steigerung des Mitleides. Man muß den Tod an die Thür klopfen hören. Desdemona im Schlafzimmer, vor der Ermordung. Allein? Nein. Dann gäbs ein Selbstgespräch; Desdemona ist dazu nicht angethan, ist auch gar zu zerbrochen. Also Gespräch. Mit wem? Mit Emilia, ahnung-

voll, todesbang, irgend ein trauriges Lied. Dann zu Bett und Vorhang zu, vierter Akt aus; und nun zum Ende!

Erst Zwischenszene. Jago, Rodrigo, Cassio; Nord oder Verwundung. O. muß glauben, C. sei tot, um es D. vor der Ermordung zu sagen.

Jetzt alle Schrecken losgelassen! Bei dem Italiener Alles unbrauchbar, ganz nichtsnutzig. Doch ließ er nicht Desdemona in der Todesstunde noch einmal leugnen? Das muß sein, sonst wüßte ein Abschlagen; Desdemona muß wenigstens einen letzten Versuch der Vertheidigung, der Rettung machen. Nun ist's vorbei . . . Ob ichs wage? Bedenklich, Lote erwachen, sie noch einmal redenzu lassen. Aber wach eine Steigerung, wenn sie doch gelänge, Steigerung über Nord und Tod hinaus! Letztes Aufleuchten ihrer himmlischen Seele! Man bringt ins Zimmer, zuerst Emilia, sieht die Sterbende, — (schreibt:) Emilia: Wer hat die That vollbracht?

Desdemona: Niemand — ich selbst — leb wohl! — Empfiehl mich meinem gütigen Gemahl!

Das geht; kein Auge soll mir dabei trocken bleiben. Dann kurzes Reugnen Othellos, ganz kurz, nicht wie bei Cinthio ein Leben lang. — einen Vers, zwei Verse: Sie sagte selbst, ich hab' es nicht gethan.

Hierauf furchtbarer Ausbruch und Eingeständniß: Ich habe sie getödtet, weil sie eine Dirne war. Aber zugleich das erste Zwacken des grellen Blickes der Enthüllung:

Ich wär' verdammt zum tiefsten Höllegrund,
Hätt' ich Dies nicht gethan mit gutem Recht!

Jetzt muß die höchste Stunde für Emilia kommen, jetzt steigt sie so hoch, wie sie eben kann, entschämt sich. Und dann Schlag auf Schlag die Enthüllung. Noch sieht Othello nicht klar, noch ahnt er nur, spricht nichts, stöhnt nur, wirft sich über die Leiche. Nun kommt, was kommen muß: höchste Verzweiflung, Jago herangeschleppt, entlarvt: Das soll mir nicht schwer werden. . . Nur keinen matten Schluß. O. und J. leben, für Beide also noch einen höchsten Aufschwung und dann schnell aus.

Aufschwung für Jago, für den Teufel? Soll er weiter lügen, entschuldigen? Wäre zu dumm für den klugen Satanas. Was kann er thun? Folter und Denkartod vor ihm, hinter ihm all seine Schandthaten. Was thut solch Bursche? Reißt die Zähne zusammen, troßt und schweigt:

Frägt mich nun nichts mehr! Was Ihr wißt, Das wißt Ihr, —
Von dieser Stund' an rede ich kein Wort.

So. Der ist abgethan. Dann noch Othellos letzte Rede (sucht in seinen Merkblättern). Hier ist's; ein guter Anfang vom Ende.

... Das ist mein Rohr von Venedig! Du warst zwar ein nichtsnutziger Schmeicheleier, o Biraldi, der Du Dich den Eynthlischen nanntest: doch will ich Dich nicht allzu sehr schelten: gezeigt hast Du ihn mir zuerst, drum stehe in Ehren dort oben auf dem Schrank, stehe nur ruhig zwischen Boccaccio und dem Florentiner, und bleib mir alle Drei hold und gewogen für mein nächstes Stück.

Eduard Engel.



Anzeigen.

Das neue Leben. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1902.

Wenn ich dieses, mein viertes Buch einen modernen Roman nannte und wenn es auch das bedeutungsvollste Problem im Gefühlleben des modernen Weibes zum Inhalt hat, so möchte ich trotzdem nicht, daß meinem Werk eine Tendenz untergelegt werde. Ich war bemüht, mich rein deskriptiv zu verhalten. Der Konflikt, der Dagny Arnessons Thun und Lassen beherrscht, ist typisch für die moderne Frau; und um ihn klar und deutlich beschreiben zu können, habe ich die Handlung in das vorurtheilloseste und unabhängigste, in das Milieu des Künstlers verlegt. Für Dagny Arneson ist durch das Zusammenleben mit dem Geliebten ein neuer Lebensfrühling erblüht, der erst getrübt wird, als sie sich Mutter fühlt. Denn sie weigert sich dann, dem Vater ihres Kindes für immer anzugehören, trotzdem ihr Gefühle für ihn unverändert geblieben sind. Die Phasen dieses Kampfes der beiden Geschlechter um das Kind, das aus der Vereinigung beider hervorgegangen ist, bilden den Inhalt des Buches.

Mährisch-Ostrau.

J. E. Windholz.

Leute vom Lande. Schlesiſche Geſchichten; Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. — **Aus der Schule geplaudert.** Pädagogische Skizzen. Verlagsgesellschaft und Druckerei A. G. (J. F. Richter), Hamburg.

Liebe Freunde der guten Sitte sind über mein Buch „An der Riviera“ mit einer Entrüstung hergefallen, die mich mit großer Freude erfüllt hat. Leider gab mein zweites Buch den guten Leuten keine Arbeit. In dem tragischen Schicksal meiner schlesiſchen „Leute vom Lande“ lag wohl kein Anlaß zum Verdacht gegen mich als einen frivolten Lästler. Jetzt aber wird „Aus der Schule geplaudert“. Viele Schulleute werden mich sofort für ein pädagogisches „Schreckenskind“ halten, manche sogar für einen Anarchisten im Bann des Bafels. Sie Alle aber mögen sich trösten, denn meine Skizzen sind sämtlich wupädagogisch.

Hamburg.

Ewald Gerhard Seeliger.

Zu den Heiligen Drei Brunnen. Geſchichten. Oesterreichische Verlagsgesellschaft. Linz, Wien, Leipzig.

Das Buch hat wieder den Namen von seiner ersten Geschichte. Ich weiß keinen anderen Ausweg, der meinem Geschmack zusagt, und betheure aufrichtig, daß es mit um keine Täuschung der Schätzer von Trafoi zu thun war. Außer dem ersten enthält der Band noch elf Stücke. Nun bilde ich mir wohl gar ein, Novellen geschrieben zu haben; aber die Kritik wird sagen, es seien doch nur wieder, wie in meinem „Waldesgen“, Stimmungsbilder und Skizzen. Das Wort Skizze lasse ich in stofflicher Hinsicht zu, nicht aber in formeller oder gar sprachlicher.

Wien.

Franz Dimmelbauer.

Bunt ist das Leben. Novellen von Ernst Hardt. Schaffstein & Co. in Köln.

In der ersten Novelle dieses Buches sagt Jemand: „Ich habe leider noch keine Weltanschauung, vielleicht aber ein Weltgefühl.“ Diese Worte lassen sich

(ohne das „leider“) auf das Buch selbst anwenden; denn was seine bunten Theile zusammenhält, ist gerade: Weltgefühl. Das ist noch keine Weltanschauung; und doch viel mehr als sie. Wie der Weg mehr ist als das Ziel. Eine Weltanschauung bindet die Dinge, das Weltgefühl bewegt sie; es ist eine tiefe, sehnsüchtige Theilnahme an ihnen, es folgt ihnen überall nach und begleitet sie bis in ihre geheimsten Verwandlungen. Eine Weltanschauung ist ein Abschluß, Etwas für alte, gekränkte Leute, die Ruhe haben wollen, ein letzter Wille, der festsetzt, anordnet, bestimmt; das Weltgefühl aber ist wie ein erstes Wollen und wie eine erste Liebe. Man werthet eine Weltanschauung nach ihrer Größe und Festigkeit, aber man mißt das Weltgefühl nach seiner Flügelweite. Und es ist zu sagen, daß sie groß ist in diesem Fall . . . Die Stoffe dieses Buches sind sehr verschieden, wie seine Gestalten. Und doch ist es nicht diese Buntheit, die der Titel meint. Es ist ein Buch, das bunt ist hinter seinen Stoffen, gleichsam im Schatten der Dinge, vor denen die Ereignisse sich abspielen. Dort sind die Verkammern, aus denen das Blut in seine Geschichten geht. Und die Stoffe sind wenig, fast nichts. Ein äußerer Anstoß nur, ein letzter Anlaß, um von Wichtigem zu reden, das Heben und Senken eines Laststockes, auf das die Instrumente lange gewartet haben. Um die Instrumente handelt es sich aber. Sie sind bei Ernsthardt von großer Feinheit. Seine Seele ist mit sehr viel Aufmerksamkeit begabt und von Stille umgeben. Und von seiner Sprache möchte man sagen, daß sie erzogen worden sei wie ein griechischer Knabe und daß die ehlen Spiele der Palästra ihrem Körper Ebenmaß und rhythmisches Leben gegeben haben.

Westermöde.

Kainer Maria Rilke.



Drei Generalversammlungen.

Bentus illo qui procul negotiis: das horazische Wort ist an der Villa zu lesen, die sich der frühere Generaldirektor der Schudert Gesellschaft, Herr Kommerzienrath Wacker, in dem Bergparadies bei Pontresina gebaut hat. „Der kluge Mann baut vor“, dachte, mit der Stammfacherin, Mancher, der die Villa sah. Aber Herr Wacker scheint es fern von den Geschäften nicht lange auszuhalten, denn er hat mit Hilfe gefälliger Freunde seine Wahl in den Aufsichtsrath durchzusetzen vermocht. Diese Wahl hat viele Aktionäre beunruhigt. So lange Wacker im Amt war, galt er als ein Genie, als der berufenste Wächter und Verwalter des von Schudert geschaffenen Unternehmens; kaum war er gezwungen worden, die Generaldirektion niederzulegen, da sollte er plötzlich ganz unfähig, überhaupt stets in lächerlicher Weise überschätzt worden sein und wurde obendrein noch als ein schwarzer Bösewicht geschilbert, der lieber Tantiemen als festen Lohn haben wollte, um aus den wilden Geschäften, die er machte, möglichst hohen Gewinn herauszuschlagen. Natürlich zitterten die Aktionäre nun bei dem Gedanken, der durch der Zeiten Ungunst aus der Direktion Gebrängte könne als Aufsichtsrathsmitglied wieder die Leitung an sich reißen. Herr Wacker ist aber weder ein Dummkopf noch ein Bösewicht; freilich auch nicht der geniale Wundermann, als der er früher gefeiert wurde. Er gehört zu denen, die in einer Zeit guter Konjunkturen auf die Höhe geführt werden und oben dann die eigene Kraft zu überschätzen anfangen.

Aus diesem Höhenbewußtsein erwachsen die Fehler, die offenbar werden, wenn in der Wirtschaftswelt der Wind umschlägt. Wacker ist ein Tyrann; und die Furcht der Aktionäre, er werde mit seinen Despotenneigungen den Aufsichtsrath beherrschen, ist nicht unbegründet. Viele der Herren, die sich jetzt seine Kollegen nennen, sind seine Geschöpfe; und der Mann, der das Unternehmen Jahre lang selbstherrlich geleitet hat, kennt alle Einzelheiten des Geschäftes natürlich besser als jeder Andere. Außerdem besitzt er selbst Aktien im Betrage von fast 3 Millionen Mark und verfügt, wenn er will, über das große Aktienkapital der Witwe Schudert. Diese Macht sichert ihm namentlich in ruhigen Zeiten, wo die Aktionäre nicht in heißen Pausen herbeiströmen, die Herrschaft über die Generalversammlung. Mit Recht wurde neulich in Nürnberg gesagt, die noch immer allzu optimistische Bewerthung der einzelnen Unternehmungen sei Wackers Werk. Dieser Optimismus wird nicht aufhören, so lange Wacker die Entscheidungen mitbestimmt. Vielleicht aber ist die Gefahr heute nicht mehr so groß, weil es sicher nur noch eine Frage von Monaten ist, wer aus der Gruppe der K. C. G. in den Aufsichtsrath der Schudert-Gesellschaft oder der Kontinentalen übertreten wird. Mag der Vertreter dieser Gruppe nun Fürstenberg, Rosenbergs, Rathenau oder sonstwie heißen: Wackers Allherrschaft wird er brechen; wenn nicht durch die Kraft seiner Persönlichkeit, dann doch durch die Gewalt, die der Geldgeber nun einmal über den Gläubiger hat.

Im Uebrigen boten die Generalversammlungen der beiden nürnbergischen Gesellschaften das gewohnte Bild. Wenn man den Bericht über solche Versammlungen liest, noch mehr aber, wenn man ihnen beizuwohnt, wundert man sich eigentlich nur darüber, daß die Aktionäre nicht noch viel schlechter behandelt werden, als es geschieht. Den Angegriffenen ist das taktische Verhalten sehr leicht gemacht: sie lassen die Herren Aktionäre reden und wüthen, beantworten hier und da eine Frage, um nicht allzu renitent zu erscheinen, und bauen auf die Ziel- und Planlosigkeit der Opposition, die ihnen, ohne eigene Anstrengung, zum Sieg verhilft. Die Großen, die sich um den Aufsichtsrathstisch schaaren, kommen nach langen Konferenzen mit einem sorgsam vorbereiteten strategischen Plan in die Versammlung; ein Augenzwinkern genügt ihnen in schwierigen Momenten zur Verständigung, denn sie wissen von vorn herein, was sie wollen. Das vielköpfige Ungeheuer aber, das da unten vor ihnen herumgestikulirt, weiß niemals genau, was es will; es ist der Willkür der Advokaten preisgegeben, die es ob ihrer Zungenfertigkeit und formalistischen Buchstabenkenntniß auftraut, über deren eigentliche Beweggründe ihm aber das Urtheil versagt ist. Das wirre Wogen ungeprüfter Absichten und unreifer Anträge bricht sich dann schnell an einem rocher de bronze; in der Tagesordnung ist die Marschroute der Verwaltung festgelegt. Wenn der Berathung sechste oder gar siebente Stunde geschlagen hat, ist die Sache gewöhnlich so verfahren, daß die Aktionäre beinahe froh sind, sich an diese Tagesordnung klammern und alles Vorgeschlagene annehmen zu können. Man trennt sich mit heißen Köpfen und merkt erst, wenn man am anderen Morgen ausgeschlafen hat, daß eigentlich auf keine Frage eine ausreichende Antwort gegeben wurde. Auch diesmal blieb in Nürnberg unbemerkt, daß die 30 Millionen-Bürgschaft für die Kontinentale schon 1899 begonnen hat, ohne daß bis vor Kurzem eine Menschenseele, es sei denn eine Verwaltungsräthliche, davon eine Ahnung hatte. Noch ein sehr geschickter Schachzug ist zu beachten. Als die

Aktionäre drängend Angaben über die einzelnen Werke forderten, hieß es, man werde in der Versammlung der Kontinentalen Rede stehen. Sehr schlau! Die Aktien der Kontinentalen gehören fast sämmtlich Schuadert; in dieser Generalversammlung konnte man also vor neugierigen Anfragern ziemlich sicher sein. Großmüthig, wie die Nürnberger nun einmal sind, ließen sie sich in der Versammlung der Kontinentalen aber wirklich von einem Aktionär Meier — der Telegraph führte nur „Nam“, nicht auch „Art“ des Herrn an — interpelliren. Als Antwort gab man die Zahlen der Konfossialkonten. Immerhin Etwas.

Die an Generalversammlungen geübte Kritik ist fast immer nutzlos; das Beste, was man sagen kann, ist in den Wind gesprochen: wenn übers Jahr die nächste Versammlung tagt, ist ja doch längst Alles vergessen. Eher schon lohnt es, über die Generalversammlung der Deutschen Genossenschaftsbank zu reden. Auf diesem Berichtstag der Aktionäre war nicht die zu einer Statutenänderung nöthige Stimmzahl vertreten; die Abstimmung darüber und die Dechargirung mußten bis zum sechzehnten September vertagt werden und unter diesen Umständen darf man hoffen, mit kritischen Worten noch rechtzeitig wirken zu können. Auch diese Generalversammlung unterschied sich nicht sehr von anderen. Zunächst schien allerdings eine schärfere und klarere Opposition aufmarschirt zu sein; Aktionäre, deren Aktien auf den Namen angesetzt sind und zum überwiegenden Theil den an der Bank interessirten Genossenschaften angehören, treten eben doch anders auf als Leute, die der Zufall der Aulagewahl zum Aktienkauf getrieben hat. Aber auch die Reherseite der Medaille war sichtbar. Die Genossenschaftler gingen gegen die Direktion scharf vor, herbe Worte fielen und harte Strafen wurden gefordert. Doch war das Bestreben unerkennbar, nichts zu thun, was das Kreditcentrum Derer von Schulze-Delitzsch's Gnaden irgend schwächen könnte.

Zwei Erklärungen, eine vom Aufsichtsrath, die andere vom Herrn Weill verfaßt, wurden gleich anfangs verlesen. Auch hier wieder ist das Bemühen läblich, den Status nicht zu verschleiern, und ob solchen Edelmannes wurde den Herren viel Weihrauch gespendet. Ein Redner nur hob mit Recht hervor, daß diese Offenheit von der elementarsten Pflicht geboten gewesen sei. Doch wie sind leider ja so an Korruption aller Art gewöhnt, daß man nachgerade wagen kann, Leute, die annähernd ihre Pflicht erfüllen, als Helden zu preisen. Schon neulich habe ich hier den Versuch getabelt, dem Geschäftsinhaber Siebert, den inzwischen der Schlag getroffen hat, alle Schuld aufzubürden. Der Unglückliche lebt zwar noch, ist aber gelähmt und der Sprache beraubt. Soll er in der trüben Geschichte der Genossenschaftsbank die Rolle spielen, die bei der Leipziger Bank dem toten Sachsenröder aufgezwungen ward? Der Aufsichtsrath wehrt sich gegen den Vorwurf, einen Mann zu belasten, der sich nicht mehr vertheidigen kann. Er giebt zu, daß es ein Fehler war, Siebert blind zu vertrauen; der eigentlich Schuldige sei dieser Geschäftsinhaber schließlich doch aber gewesen. Abermals wird also Siebert belastet; einem bewährten Kollegen aber, heißt es, müsse man ja vertrauen. Nun ist zuzugeben, daß Siebert vielfach so gehandelt hat, wie ein gewissenhafter Mann nicht handeln durfte. Er hat den Brief, in dem ein Hochmann ihn warnte, in das Watt-Unternehmen noch mehr Geld hineinzustecken, dem Aufsichtsrath vorenthalten. Herr Weill, der mit Siebert schlecht stand, fand den Kollegen morgens stets schon im Bureau; und wenn Weill abends

ging, sah Siebert noch bei der Arbeit. Das mußte imponiren. Und Siebert verfügte außerdem über eine ganz ungewöhnliche Verebnsamkeit. Daß Gesellschafter und Aufsichtsrath den Berichten des arbeitsamen Mannes eine Weile glaubten, ist also begreiflich. Aber jedes Vertrauen hat seine Grenze. Wer, statt eine Kommission mit der Prüfung zu beauftragen, sich von dem Wort eines einzelnen Mannes verleiten läßt, große Summen, die Anderen gehören, in ein ihm fremdes Unternehmen zu stecken, Der ist nicht zu entschuldigen. Und der Aufsichtsrath wird doch wohl selbst zugeben, daß seine verdamnte Pflicht und Schuldigkeit war, wenigstens die Bilanzen einzufordern. Wäre Das geschehen, dann hätte man gemerkt, daß bei Schuchardt seit Jahren keine Bilanz gemacht war; dann wäre dem Aufsichtsrath und Herrn Weiß auch nicht verborgen geblieben, daß beim Rhyshäuser ohne Zustimmung der Gewerksversammlung Zubußen geleistet wurden. War, wie ein Redner in der Versammlung behauptete, Sieberts Krankheit in der Art seiner Geschäftsführung schon längst fühlbar, dann durften die anderen Herren ihn erst recht nicht unumschränkt wirthschaften lassen.

Am Meisten wurde natürlich über die Möglichkeit des Regresses geredet. Eine Revisorenkommission sollte gewählt werden. Da aber trat das Heer der Parteifreunde auf den Plan. Oben auf dem Podium saß neben den Herren Langenhans, Bleil und Hermes der Abgeordnete Crüger; und auch unten, im Publikum, fehlte es nicht an freisinnigen Familienmitgliedern. Der Genossenschaftsanwalt Alberti — Crügers Wahlmacher —, Herr Müller aus Sagan, der Götlicher Vöbers, der Stadtkämmerer Raempf und ein Charlottenburger Stadtverordneter, der als aufrechter Demokrat gilt: Alle waren gekommen. Der Abgeordnete Vöbers war der Einzige, der das Parteinteresse hintenansetzte und dem Aufsichtsrath und der Verwaltung ordentlich die Leviden las. Die Anderen zwitscherten sämmtlich die selbe, mannichfach varirte Weise: die Wahl einer Prüfungskommission schädige den Kredit der Bank. Herr Dr. Crüger gab diese Tonart an; er geberdete sich, als breche sein Herz, weil er im Interesse der Gesellschaft auf die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches, eine Revisorenkommission ernannt zu sehen, verzichten müsse. Auch Herr Alberti war aus Wiesbaden herbeigeeilt, um dringend für eine solche Kommission zu plaidiren; auch er aber hatte es sich inzwischen anders überlegt und wollte mit seinen geborgten Aktien gegen die Revision stimmen. Herr Raempf, der überall zu finden ist, wo es gilt, freisinnige Mannes-geelen zu decken, hielt eine feurige Rede, in der er nachdrücklich warnte, den neuerdings modern gewordenen Revision Bazillus dem gesunden Körper der Deutschen Genossenschaftsbank einzupfropfen. Er schien mit einem Hoch auf die Verwaltung eudnen zu wollen, begnügte sich aber schließlich damit, die Leiter der Bank für ehrenwerthe Männer zu erklären. Wie wenig es all diesen Herren auf die Sache ankam, sieht man schon daraus, daß sie den Vorschlag des früheren gothaischen Staatsministers von Strenge gar nicht beachteten. Auch Strenge hatte gegen eine Kommission allerlei Bedenken, hielt sie aber für ungefährlich, wenn ihr nur die Aufgabe gestellt werde, die drei großen Verlustkonten zu prüfen und zu konstatiren, wer regresspflichtig zu machen sei. Dabei konnte von einem Misstrauensvotum nicht mehr die Rede sein. Auf diese Anregung ging man aber nicht ein. Die nächste Generalversammlung wird hoffentlich wachsame sein und dafür sorgen, daß die von Strenge gewünschte Kommission zu schleuniger Arbeit gewählt wird.

Der scharfsinnige Justizrath Beit Simon hat nachzuweisen versucht, daß ein Regrehanpruch rechtlich kaum zu begründen sein werde. In erster Linie, weil die Verlustgeschäfte nicht statutenwidrig gewesen seien. Der erste Paragraph des Statutes gestattet ja auch wirklich den Betrieb von „Bank- und Kommissionsgeschäften aller Art“ und danach könnte man annehmen, das Gründungsgeschäft sei erlaubt gewesen. Sieht man sich aber den ganzen Paragraphen genauer an, dann wird man sich doch starken Zweifeln nicht entziehen können. Da heißt es unter Anderem: „Die Mittel der Gesellschaft sollen, so weit sie nicht vollständig im Geschäftsbetrieb Verwendung finden, in Wechseln oder in Beleihung von Staatspapieren, Aktien und anderen Obligationen angelegt werden.“ Und ausdrücklich steht da: „Selbständige Speculationsgeschäfte in Effekten liegen außerhalb der Zwecke der Gesellschaft.“ Nun finden wir unter dem Effektenbestand für 750 000 Mark Aktien der Württembergischen Landesbank, große Posten Dresdener Bankverein, Barmer Kreditbank, Eberfelder Bankverein, Diskonto-Anteile, Württembergische Straßenbahn, Oberschlesische Kleinbahn, Adlner Elektrizitätsanlagen-Gesellschaft, Helios, Bank für industrielle Unternehmungen u. s. w. Ist der Erwerb solcher Aktien etwa keine eigene Spekulation? Und ist nicht auch sonst die Fahrlässigkeit klar erwiesen? Die Thatfache, daß in früheren Generalversammlungen die statutenwidrigen Geschäfte den Aktionären bekannt geworden sind, entlastet die Verwaltung nicht, denn sie ist selbstverständlich für solche Geschäfte erst verantwortlich, wenn sie Verluste bringen. Gerade deshalb ist es so thöricht, daß die Direktoren immer wieder solche Geschäfte machen. Geht gut, dann muß der Gewinn an die Aktionäre abgeliefert werden; geht schlecht, dann muß der Vorstand dafür einstehen. Jetzt ist versprochen worden, so riskante Geschäfte nicht mehr zu machen. Waren sie aber durch das Statut bisher nicht verboten, dann sollte man auch den ersten Paragraphen so ändern, daß er künftig ohne Zweideutigkeit nur noch ganz einwandfreie Bankgeschäfte gestattet.

Man will jetzt die Form der Gesellschaft ändern. Die Kommanditgesellschaft auf Aktien wird als veraltet hingestellt. Im Geschäftsbericht heißt es: „Die persönlich haftenden Gesellschafter haben sich daher entschlossen, einer Umwandlung der Bank im Prinzip zuzustimmen.“ Sehr großmüthig; die Genossenschaftler wären aber sehr unklug, wenn sie auf solche Umwandlung eingingen. Denn sie haben als Gläubiger, in Folge der angeblich veralteten Form, einen ganz unbestreitbaren Regrehanpruch an das Vermögen der Gesellschafter. Ihre Depositen sind bei einer Kommanditgesellschaft viel besser geschützt als bei einer Aktiengesellschaft. Auch für die Aktionäre hat nach meiner Ansicht die Kommanditgesellschaft manche Vortheile. Zum Beispiel: die Generalversammlung hat hier die Möglichkeit — die bei einer Aktiengesellschaft fehlt —, ohne Weiteres den Geschäftsinhaber vorläufig bis zur gerichtlichen Entscheidung zu suspendiren. Man sollte sich also die Umwandlung sehr ernstlich überlegen. Die Form der Gesellschaft hat das Unheil nicht verschuldet. Viel wichtiger wäre der Entschluß, künftig nicht kraftlose Greise in den Aufsichtsrath zu wählen. Und fühlt sich Herr Weill denn als einziger Bankier nicht sehr vereinsamt? Er sollte sich nach einem tüchtigen Bankmann für den Aufsichtsrath umsehen. In seiner nächsten Nähe — im Ältestenkollegium — findet er am Ende sogar einen Mann, der vernünftig ist und dennoch der deutschfreisinnigen Partei angehört. Plusus.

Notizbuch.

Welche Lust, Soldat zu sein! Auch die preussischen Offiziere werden das Lied vielleicht nicht mehr lange singen. Das Dienstleben wird ihnen von Jahr zu Jahr schwerer gemacht; und wenn sie in den Freistunden einmal über die Stränge schlugen, dann fährt die öffentliche Meinung zornig auf und droht, die Mißethäter um den Kopf oder wenigstens um den rothen Kragen zu bringen. Sie dürfen, wie stark in ihnen auch der begreifliche Wunsch sei, ohne „standesgemäßen“ Zwang von billigen Plätzen aus gute Konzerte und Dramen zu hören, keinen Civildanz tragen. Seit dem Januar 1901 ist ihnen befohlen, aus dem Wagen zu springen und stehend zu salutiren, sobald sie den Kaiser sehen; und ein in berliner Kasinos eifrig besprochener Vorgang hat erst neulich gezeigt, daß auch ein selbst kutschirender Offizier, dessen Pferd im schärfsten Trab läuft, diesem Befehl gehorchen muß, ohne zu fragen, ob Wagen und Pferd dabei Schaden nehmen. Die beiden Erlasse wurden hier schon erwähnt. Jetzt aber haben wir auch erfahren, welche Folgen jeder übermäßige Spaß, jede Jugendthorheit dem Offizier eintragen kann. Der Oberlieutenant Hildebrandt, der gezwungen war, den Lieutenant Blaszkowicz zum Zweikampf zu fordern, und das Unglück hatte, den wüthenden Gegner zu töden, ist nach siebenmonatiger Festungshaft vom Kaiser begnadigt und, wie zu erwarten war, in eine andere Garnison versetzt worden. Hildebrandt war in Gumbinnen allgemein beliebt und die Kameraden hatten den Mann aufrichtig bedauert, der, als Dank für sein Samaritermühen, von dem trunkenen, undisziplinierten Blaszkowicz Ohrspeigen eingehandelt hatte, vor die Wahl gestellt worden war, den bunten Rock ausziehen oder den zur Abbitte nicht bereiten Beleidiger herauszufordern, und dem obendrein noch in den Zeitungen, in Briefen, auf Postkarten kein Schimpf, keine Schmähung erspart blieb. Als er zurückkam, um sich abzumelden, wollte man ihm nach der bösen Zeit ein paar heitere Stunden verschaffen und ihm zeigen, daß ihm die Achtung, die Freundschaft der Kameraden ungeschmälert erhalten war. Er wurde nicht nur nach alter Sitte weggetrunken, sondern in feierlichem Zug, mit Spitzreiter und Ehrengeleit, vier-spännig nach dem Bahnhof gefahren. Das war unvorsichtig, meinetwegen auch ungehörig. Die Sache kam natürlich in die Presse, — und nun brach das Wetter los. Unerhört, einen Duellmörder zu feiern! (Wer in einem nach vereinbarten Regeln mit gleichwerthigen Waffen ausgefochtenen Zweikampf den Gegner tödet, ist, nach der neuesten Preßkriminalologie, trotz Beccaria, bekanntlich ein Mörder.) So weit sind wir also gekommen, daß die dreiste Solbateska wagen darf, einen Mord zu verherrlichen. Leben wir noch in einem Rechtsstaat? Ja, wir leben noch in einem Rechtsstaat und deshalb fordern wir die strengste Bestrafung der Frevel. Ist noch nicht genug, daß ein solcher Mörder mit dem Bißchen Festung davonkommt? (Die schlotternden Knaben, die so schwadroniren, haben keine Ahnung, wie unsäglich schwer eine Monate lang währende Gefangenschaft zu tragen ist.) Schon diese milde Strafe muß die Lust zum Duellunfug steigern. (Warum die lieben Journalisten sich nur gar so sehr über Kastensitten erregen, unter denen sie nicht zu leiden haben und denen Jeder sich entziehen kann, wenn er der Kaste den Rücken kehrt?) Soll uns nun noch die Schmach öffentlicher Duellfeiern beschieden sein? Kein Mensch, nicht einmal der jüngste Lieutenant hatte in Gumbinnen an eine Duellfeier gedacht. Der Zweikampf mit tödlichem Ausgang war durch die Strafe gesühnt, deren Rest der Kaiser's Gnade dem Verurtheilten erlassen hatte, und Hilde-

brandt war wieder ein Offizier wie andere Offiziere. Nicht als Duellant — obwohl auf dem weiten Rund der Erde ein entschuldigbarer nicht zu finden wäre — wurde er gefeiert, sondern als guter, tüchtiger Kamerad, der schlimme Tage hinter sich hatte, als der Mann, dessen Name durch den Gassenloth geschleift worden war und dem Keiner doch auch nur den kleinsten Vorstoß gegen Sitte und Sittlichkeit vorwerfen konnte. Thut nichts; in den Zeitungen stand die Sache unter dem Rubrum: „Die Duellfeier in Gumbinnen.“ Und die laut und immer lauter geforderte Strafe blieb nicht aus. Zwei Offiziere wurden zur Disposition gestellt, ein Lieutenant kam zum Train und an den Kommandeur und den ältesten Major des ersten litauischen Feldartillerieregimentes erging die Weisung, sofort ihr Abschiedsgesuch einzureichen. Die beiden älteren Offiziere wußten nichts von der Feier; die beiden jüngeren haben sie mitgemacht, vielleicht sogar mitinzogen. „Ist ein Fastnachtspiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen, bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angegriffene Phantasie um unsers Leben arme Blöße hängen mag?“ Egmont und der Egmontbichter passen nicht nach Neupreußen. Da weht ein scharfer Wind, und was der beschränkten Einsicht des „Untertanen“ — dens nach dem Verfassungsrecht nicht mehr giebt, der aber noch heute durch offizielle Neben spukt — mit Stubenarrest ausreichend gesühnt schiene, wird mit dem Verlust des Berufslebens geahndet. O welche Lust, Soldat zu sein! Weiden darf der Offizier den Zweikampf nicht; sonst wird er weggejagt; wenn er aber den Abschied eines Kameraden, der völlig schuldlos zum Zweikampf genöthigt wurde und dem die Gnade des Kriegsherrn einen Theil der Duellstrafe erlassen hat, ein Bißchen geräuschvoll feiert, dann muß er den Waffentrock ablegen und kann Annoncen oder Policen sammeln. Welcher Triumph aber für den liberalen Gedanken: ohne öffentliche Verhandlung, ohne kriegsgerichtliche Untersuchung und Vertheidigung wurden von dem Wind, der aus dem Blätterwald kam, vier Männer aus dem Heer geweht. Leben wir noch in einem Rechtsstaat? Ja, wir leben noch in einem Rechtsstaat.

Am sechzehnten August wurde hier erzählt, dem Vater Professor Hugo Vogel, Mitglied der Berliner Akademie der Künste, akademischen Lehrer und Inhaber der Großen Goldenen Staatsmedaille, sei nachgewiesen worden, daß er die Hauptgestalt des vom Staat bei ihm für das merseburger Ständehaus bestellten Gemäldes „Die siegreiche Germania“ mit Slaventreue der Jeanne d'Arc des französischen Malsters Paul Dubois nachgebildet habe. Noch ist das werthlose Werk nicht aus dem Ständehaus entfernt, der Plagiator nicht zur Rechenschaft gezogen worden. Wohl aber haben wir gelesen, der Senat der Akademie habe dem Professor Hugo Vogel einen neuen offiziellen Auftrag erteilt. So findet in unserem theuren Vaterlande jedes wahre Verdienst seinen Lohn. Und die Presse schweigt. Wenn die Geschichte in Paris spielte, wäre sie uns längst als Beweis dafür aufgetischt worden, daß die Republik der Jesuiten und Antijesuiten in Schmach und Schande verkommen ist.

„Eine Berichtigung“, schreibt mir ein Leser, „und einen Nachtrag zu Ihrem Artikel über die Norddeutsche Allgemeine Zeitung: Der Geheimrevisor Kaiser war in Stuttgart nicht bei der Deutschen Verlagsgesellschaft Union, sondern bei der Deutschen Verlagsanstalt; und Herr Hammann scheidet aus der Leitung des Preßamtes“. Die Berichtigung war nöthig; der Nachtrag kündigt fürchtbares Unheil. Wer soll künftig unsre Kleinen lehren? Doch da man ohne Zittern jetzt selbst von

Phyllis Rücktritt zu reden wagt, mag am Ende auch die Kunde kein Märchen sein, Gammann wolle sich von der ihm gütlich ergebenden Mardochaisippe wenden.

Ein Nachklang von der Rheinreise des Kaisers:

Ober-Hof-Marschall-Amt
Seiner Majestät
des Kaisers und Königs
B 971.

Berlin, 24. Juli 1902.

Dem Vorstand des Allgemeinen Schwimmvereins erwidere ich auf das Schreiben vom 15. d. M. ergebenst, daß der beabsichtigten Huldigung Ihrer Kaiserlichen und Königl. Majestäten am 15. August d. J. durch einen Schwimm-Parademarsch im Rheinstrom Bedenken nicht entgegenstehen. gez. Culenburg.

Im Oberhofmarschallamt eines Deutschen Kaisers sollte man eigentlich wissen, daß eine „Huldigung Ihrer Kaiserlichen und Königl. Majestäten“ nicht eine diesen Majestäten darzubringende Huldigung ist. Einerlei: der gute Bürger hat sich der Thatfache zu freuen, daß Bedenken nicht entgegenstanden und es wenigstens im freien deutchen Rhein fortan möglich ist, dem Kaiserpaar bäncklings zu huldigen.

In Holland wird die Frage erörtert, ob ein intimeres Verhältniß zum Deutschen Reich erstrebenswerth wäre. Welche Bedenken diese Erörterung hemmen, erkennt man aus dem folgenden Warnungsruf eines niederländischen Blattes: „Der Anschluß an Deutschland würde sich so gestalten, daß wir in das selbe Verhältniß zum Reich träten wie Bayern, Württemberg und die anderen Staaten. Daß Dies unter allen Umständen nicht erwünscht wäre, wollen wir nicht behaupten. So lange aber „Kunst-Depeschen“ gleich der jüngsten zu den Vorkommnissen gehören und Einmischung des Bundesoberhauptes in Verwaltungsangelegenheiten der Bundesgenossen möglich bleibt, könnte solcher Anschluß für Niederland sehr unerwünschte Folgen haben.“ Das Genußengekreisch unserer aus Beruf oder Neigung Offiziösen hat die Resonanz der Depesche also nicht zu übertönen vermocht. Ob der Kanzler des Deutschen Reiches trotzdem noch immer glaubt, die Veröffentlichung dieser Depesche sei eine unbedenkliche Privatangelegenheit, die ihn nicht zu bekümmern brauche, wenn es ihm nur gelingt, auf dem üblichen Weg über den Krenberg das Centrum ins alte Bett des Gehorsams zu führen?

Ein Ausschuß, an dessen Spitze die bestechende Persönlichkeit eines Schminkefabrikanten steht, droht schon lange, die Reichshauptstadt mit einem Richard Wagner-Denkmal zu beschenken. Beschenken ist eigentlich nicht das richtige Wort; denn das Geld ist von undorfsichtigen Leuten gespendet worden, die noch immer glauben, bei einem Denkmal komme es auf den Dargestellten, nicht auf den Darsteller an. Aber der Plan stammt von dem Ausschuß, dem der Schminkefabrikant vorsitzt. Also ein Nationaldenkmal. Schaudernd sahen wir fürchterliche Entwürfe; einer der fürchterlichsten, für den Herr Eberlein die Verantwortung zu tragen hat, wurde gekrönt und der Tiergarten wird nächstens neue Unbill zu leiden haben. Nun aber hält der Ausschuß für nöthig, die Kengstlichen zu beschwichtigen. Er verschiebt ein Schreiben, das den Satz enthält: „War es doch der Kaiser selbst, der dem Entwurf Eberleins eine Hauptfigur, Wolfram von Eschenbach, neu hinzufügte und die Zeichnung hierzu eigenhändig entwarf!“